

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Abteilung für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

HEBRAICA UND MÜNCHEN

Beiträge von Annabelle Fuchs, Sarah Lemaire,
Ittai Joseph Tamari, Eva Tyrell und Stefan
Wimmer

Gastherausgeberin:
Eva Tyrell

Jg. 17 / Heft 2•2023



Dieses Heft wurde gefördert vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München e.V.

Herausgeber: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur, Michael Brenner

Gastherausgeberin: Eva Tyrell

Beirat: Martin Baumeister, Rom – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Benny Morris, Beer Sheva – Ronny Vollandt, München – David B. Ruderman, Philadelphia – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, New York – Wolfram Siemann, München – Alan E. Steinweis, Vermont – Norman Stillman, Jerusalem – Yfaat Weiss, Jerusalem/Leipzig – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

Redaktion: Michael Brenner, Eva Haverkamp-Rott, Martina Niedhammer, Julia Schneidawind (verantwortlich), Eva Tyrell, Fabian Weber.

Anschrift: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

e-mail: juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de

Erscheinungsweise: Jährlich zwei Hefte.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 10,00 € je Einzelheft, von 18,00 € im Jahresabonnement, zzgl. Porto abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

Manuskripte: Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte.

Umschlagabbildung Bildnachweis:

© Eva Tyrell

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Herausgeber nicht möglich, alle Rechteinhaber der verwendeten Bilder zu ermitteln. Zur Abgeltung evtl. gegebener Rechte bitten wir die Rechteinhaber, sich an den Herausgeber zu wenden.

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Herstellung und Satz: Referat Elektronisches Publizieren der Universitätsbibliothek der LMU München

Druck und Bindung: BluePrint AG, München

Layout: Peter Mazzetti

Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift Frank-Rühl-Hebräisch von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort Limud, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864 – 385X

INHALT

HEBRAICA UND MÜNCHEN

<i>Michael Brenner</i> Vorwort	5
<i>Eva Tyrell</i> Einleitung	7
<i>Stefan Jakob Wimmer</i> Die Hebraica der Bayerischen Staatsbibliothek. Hebräische Schätze aus drei Jahrtausenden in München ...	10
<i>Eva Tyrell</i> Ein Brief Abraham Fränkels an Samson Oberndörffer zu dessen Austritt aus dem Münchner Frommenverein	19
<i>Ittai Joseph Tamari</i> Die Drugulin-Hebräisch-Inschriften in der Hauptsynagoge Ohel-Jakob in München	32
<i>Sarah Lemaire</i> Der Pijjut <i>Unreine Erde ist die Stadt der Götzenpriester</i> (ארץ לא משהרה עיר הכמרים)	39

AUS DEM ARCHIV

<i>Annabelle Fuchs</i> Der Scheidebrief des Ya‘akov ben Me‘ir von Klementina bat Ya‘akov – über ein sonderbares Zeugnis in den Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek	53
---	----

BERICHTE

Erfahrungen der Hebräisch-Lektorinnen und -Lektoren an der Ludwig-Maximilians-Universität München	62
<i>Lydia Barenholz</i> Erinnerungen an das Hebräische Gymnasium in München	71

<i>Lioba Niederhoff, Ann-Kathrin Link, Thomas Kestler</i> Europäische Sommeruniversität für Jüdische Studien vom 11. bis 16. Juni 2023 in Hohenems: „Ex Oriente Lux? Arabisch-jüdisch-islamische Berührungen“	73
--	----

NACHRICHTEN UND TERMINE

Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur (Prof. Dr. Michael Brenner)	
Neues von Mitarbeitern und Absolventen	75
Veranstaltungen	76
Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls	79
Professur für Mittelalterliche Jüdische Geschichte (Prof. Dr. Eva Havekamp-Rott)	
Neues von Mitarbeitern und Absolventen	81
Veranstaltungen	82
Die Autorinnen und Autoren	83
Übersicht der Themenschwerpunkte der bisher erschienenen Hefte	86

Michael Brenner

Vorwort

Das gesprochene hebräische Wort erklang in München eher selten. Gewiss, man hörte es bis 1938 in den Gebeten der orthodoxen Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße wie auch der liberalen Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Straße, man hörte es wieder zwischen 1947 und 2006 in der 1931 erbauten Synagoge in der Reichenbachstraße, und man hört es heute in der neuen Hauptsynagoge am St.-Jakobs-Platz sowie den drei weiteren Münchner Synagogen. Aber außerhalb dieses sakralen Rahmens muss man nach dem gesprochenen hebräischen Wort schon etwas genauer suchen. Am ehesten fündig wird man in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als München ein Zentrum der jüdischen Überlebenden wurde. Diese sogenannten Displaced Persons gründeten im Mai 1946 das einzige hebräische Gymnasium in der deutschen Geschichte. In der Möhlstraße 45, inmitten zahlreicher anderer jüdischer Institutionen, lernten 120 Schüler in sechs Klassen. Im selben Gebäude waren auch die jüdische Volksschule mit 110 Schülern und ein Kindergarten mit 35 Kindern untergebracht. 1951 bereits schloss das Gymnasium seine Tore, die meisten jüdischen Displaced Persons waren mittlerweile ausgewandert. Zwei Jahre später schloss auch das bei den amerikanischen Militärbehörden akkreditierte Konsulat des neuen Staates Israel in der nahegelegenen Maria-Theresia-Straße 11. Erst 2011 folgte dann wieder die Errichtung eines israelischen Generalkonsulats in München.

Häufiger als auf gesprochenes Hebräisch trifft man bei akademischen Forschungen auf das geschriebene hebräische Wort in der bayerischen Hauptstadt. Die für WissenschaftlerInnen in aller Welt einmalige Hebraica-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek, deren Grundstock schon im 16. Jahrhundert angelegt wurde, zog zahlreiche wichtige Hebräisch-Forscher nach München. Unter ihnen waren der führende Bibliograph hebräischer Literatur, Moritz Steinschneider und der spätere Begründer der Erforschung jüdischer Mystik, Gershom Scholem, der wegen der Hebraica-Sammlung nach dem Ersten Weltkrieg München als den Ort für seine Promotion wählte.

Weniger bekannt ist der große hebräische Gelehrte Raphael

Natan Rabbinowicz, der 1862 genau genommen nicht wegen eines hebräischen Buches, sondern wegen des größtenteils auf Aramäisch geschriebenen Talmuds, dessen einzige komplette mittelalterliche Handschrift sich im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek befindet, nach München kam. Ermöglicht durch die Unterstützung des Numismatikers Abraham Merzbacher arbeitete er an einem kritischen Apparat zu einer neuen Talmudausgabe. 1868 erschien der erste Band seines großangelegten Werkes: „*Variae lectiones in Mischnam et in Talmud Babylonicum*“, weitere fünfzehn Bände sollten folgen.

Die Gastherausgeberin dieses Heftes, Dr. Eva Tyrell, Historikerin und promovierte Judaistin, ist Mitarbeiterin bei Public History im Münchner Kulturreferat und hat ihr Studium einst am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur begonnen. Sie stieß bei ihren Recherchen in den Münchner Archiven und Bibliotheken auf zahlreiche in hebräischer Schrift verfasste Dokumente und erhielt dadurch die Inspiration für diese Ausgabe dieser Zeitschrift, die einige bisher unbekannte Dokumente enthält.

In meinen Berufungsverhandlungen an der LMU vor über 25 Jahren schien es mir besonders wichtig zu sein, dass ein neu-einzurichtender Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur auch ein Lektorat für Neuhebräisch (Ivrit) enthält. Die Universitätsleitung entsprach damals diesem Wunsch und richtete eine neue Stelle zum Erlernen der hebräischen Sprache ein. Auf diesen Seiten sind die Erfahrungsberichte der Lektorinnen und Lektoren nachzulesen, die seit 1997 an der LMU Ivrit lehren und lehren. Zudem stellt der Freundeskreis des Lehrstuhls seit vielen Jahren Ulpan-Stipendien zum Erlernen bzw. Weiterlernen der hebräischen Sprache in Intensivkursen in Israel zur Verfügung, die unter den Studierenden sehr begehrt sind. Den großzügigen Spendern dieser Stipendien sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt. Weitere Stipendien werden im übrigen sehr gerne vom Freundeskreis aufgenommen.

Die Originalsprache ist durch nichts zu ersetzen und eröffnet den Lernenden gleichzeitig eine ganze Kulturlandschaft. Auch wenn man vieles in mittlerweile sogar sehr passabel elektronisch angefertigten Übersetzungen nachlesen kann, bleibt doch aktuell, was der Bibel-Übersetzer Franz Rosenzweig einst, anspielend an Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolbergs Anmerkung zu dessen Übersetzung der Ilias, in sein Notizbuch schrieb: „O lieber Leser, lerne Hebräisch und wirf meine Übersetzung ins Feuer“.

Eva Tyrell

Einleitung

Hebraica in München und Hebraica über
Münchener Ereignisse

Wenn man heute in München Leute Hebräisch sprechen hört, liegt das eher an den etwa 1000 Israelis, die hier leben – obwohl der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur seit über 20 Jahren erfolgreich Studierenden diese moderne Sprache näherbringt. Ich freue mich sehr, mit Rachel Perets Wagner in einer Zeitschrift vereint zu sein, die mich 2000/2001 in einem Jahr so weit brachte, dass ich nach einem Sommerulpan in Tel Aviv dort den hebräischen Vorlesungen folgen konnte. Später wechselte ich die Seiten und unterrichtete jahrelang modernes Hebräisch an der Universität Bern. Dieses Heft enthält eine kurze Revue mit Erinnerungen aller bisherigen Hebräischdozentinnen und -dozenten seit Einrichtung des hiesigen Lehrstuhls im Jahr 1997.

Der Titel „Hebraica und München“ braucht eine Erklärung. Die Helden dieses Hefts sind Texte aller Art, in hebräischer Schrift verfasst, die sich in München befinden oder von Personen und Ereignissen der Münchener Geschichte handeln. Die Beispiele, die die Autorinnen und Autoren dieser Zeitschrift erwähnen, reichen von etwa 600 v.d.Z. bis in unsere Gegenwart. Darunter sind unterschiedliche Typen: Alltagstexte und liturgische, Handschriftliches, Bildhauerisches und Gedrucktes, geschrieben auf Tonscherben oder als Buch gebunden.

Nichtsdestotrotz handelt es sich bei der hier versammelten Mischung um eine kleine Auswahl ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Im Nachlass des orthodoxen Münchener Rabbiners Heinrich Ehrentreu in Jerusalem liegen weitere Hebraica mit einem Bezug zu München. Auch die hebräischen Buchstaben und Schriftzeilen in Münchener Kirchen und auf Gemälden in der Alten Pinakothek¹ kommen in diesem Heft nicht vor, ebenso fehlt die Epigraphik weitgehend – denken Sie nur an

¹ In der Münchener Innenstadt beispielsweise in der Jesuitenkirche St. Michael und der Dreifaltigkeitskirche in der Pacellistraße. Ein sogenannter Titulus in (pseudo)aramäischer, griechischer und lateinischer Sprache ist auf dem Gemälde „Christus am Kreuz“ von Peter Paul Rubens um 1615/16 zu sehen. Ein Gemälde mit Menetekel-Schrift auf der Wand beim Gastmahl

die Gedenkschriften in der Herzog-Max-Straße, der Herzog-Rudolf-Straße und im Olympiapark, oder an die bedeutenden hebräischen Inschriften auf den Grabsteinen besonders des alten jüdischen Friedhofs an der Thalkirchner Straße. Die jüngsten Funde größerer Bruchstücke der Synagoge in der Herzog-Max-Straße enthalten mindestens eine hebräische Inschrift. Daher ist es wichtig, dass die monumentalen Schmuckschriften durch den Beitrag von **Ittai Joseph Tamari** vertreten sind. Er beleuchtet den typografischen Hintergrund und künstlerisch-gestalterische Aspekte der Schriftzüge in der Ohel-Jakob-Synagoge am St-Jakobs-Platz. Am Beispiel der Drugulin-Schrifttype wird die lange Entwicklungsgeschichte von Buchstabenformen deutlich, die wir heute bequem per Knopfdruck in gleichbleibender Qualität in ein elektronisches Dokument bringen. Diese Zeitschrift verwendet übrigens die Trump Mediaeval für europäische Sprachen und die Times New Roman für hebräische Anteile.

Stefan Wimmer führt uns den weiten historischen Horizont der Hebraica-Schätze der Bayerischen Staatsbibliothek entlang. Hierunter sind Neuerwerbungen genauso wie Werke, die bereits Generationen von Gelehrten und Wissenschaftlern in der Hand hatten. Der Sammelbegriff Hebraica wird durch die zahlreichen Beispiele in seiner Bandbreite und Vielfalt sehr griffig; die große Gruppe der judäo-arabischen Literatur ist hier nur ein Beispiel. Das „Münchner hebräische Palimpsest“ trug vor seiner näheren Bestimmung den Namen der Stadt sogar im Titel. Stefan Wimmers Beitrag macht Lust, die auf Hebräisch geschriebenen Bestände der Staatsbibliothek zu erkunden.

Neben der hebräischen Schrift verbinden persönliche Geschichten und Schicksale die Beiträge von Annabel Fuchs, Sarah Lemaire und Eva Tyrell. Einem einzelnen Text aus der großen Hebraica-Sammlung der Münchner Staatsbibliothek widmet sich **Annabelle Fuchs**, die in ihrem Beitrag einen Scheidebrief untersucht, dessen Hauptsprache traditionell Aramäisch ist. Auch wenn die ein oder andere Frage, die das Schriftstück aufwirft, offen bleiben muss, ist es spannend zu lesen, wie viel sich durch detektivisches Gespür und Fachkenntnis zu einem beschriebenen Blatt herausfinden lässt.

Sarah Lemaire bietet erstmals eine ausführlich kommentierte Übersetzung des Pijjuts „*Unreine Erde ist die Stadt der*

Götzenpriester“. Ein früher Druck, der diesen Text überliefert, liegt heute in der Bibliothek der Columbia University in New York und stammt aus Thessaloniki. Dennoch enthält sie erinnerungskulturell wichtige Dichtungen zu Ausschreitungen gegen Juden in deutschen Städten. Das kunstvoll gebaute Gedicht zum Münchner Pogrom von 1285 nennt nicht nur die Namen einiger qualvoll im Feuer umgebrachter Mitglieder der damaligen Gemeinde, sondern nimmt das Verlangen nach Bestrafung der Mörder und Empathie mit den Leidtragenden auf. Die zahlreichen biblischen Bezüge und Zitate helfen, die erlebte Gewalt zu deuten und sich der eigenen Würde zu versichern.

Auch im Stadtarchiv München kann man Hebraica finden – z.B. von rechts nach links geschriebene Schülertexte auf Deutsch und Hebräisch aus dem 19. Jh., die in den Unterlagen zu einem Unterrichtsbesuch der Stadtverwaltung in einer jüdischen Schule erhalten geblieben sind. Am Beispiel des Briefs des Münchner Kantors Abraham Fränkel an Samson Oberndörfer, einem wichtigen Förderer des Münchner jüdischen Lebens in der Mitte des 19. Jh., zeigt **Eva Tyrell**, dass die Verwendung hebräischer Buchstaben es dem Briefschreiber viel einfacher machte, seiner Nachricht weitere bedeutungstragende Dimensionen zuzuschalten, als wenn er bei der lateinischen Schrift geblieben wäre. Zwar geht es hier um den letzten Überzeugungsversuch, einen Entschluss zu revidieren und nicht um Trost und Sinnstiftung wie im oben erwähnten Pijjut, doch auch in diesem Alltagstext spielen biblische Zitate und Anspielungen eine zentrale Rolle.

Leider konnte ein detaillierter geschichtswissenschaftlicher Beitrag zur kurzen Geschichte des hebräischen Gymnasiums in München nicht wie vorgesehen realisiert werden. Umso schöner, dass eine ehemalige Schülerin, Frau Lydia Barenholz, Erinnerungen festgehalten hat, die Sie im Berichtteil des Heftes lesen können.

Mein Dank gilt allen Autorinnen und Autoren, dem Redaktionsteam und besonders Michael Brenner und Julia Schneidawind, ohne die es dieses Heft nicht gäbe.

Stefan Jakob Wimmer

Die Hebraica der Bayerischen Staatsbibliothek

Hebräische Schätze aus drei Jahrtausenden in München

*Dem ehrenden Andenken an
Dr. Paul Gerhard Dannhauer (1946-2023),
Orientalist und Bibliothekar*

Im Herzen verankert

„Die Bayerische Staatsbibliothek hat ein orientalisches Herz.“ Mit dieser Feststellung setzt der Katalog zur Ausstellung *Von Sulzbach bis Tel Aviv* an, mit der die Bayerische Staatsbibliothek 2015 hebräische Neuerwerbungen aus 50 Jahren präsentierte, aus Anlass des fünfzigjährigen Bestehens diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Staat Israel.¹ Hebräische Handschriften und frühe Drucke gehörten nämlich – daran knüpft die Aussage an – bereits zum Gründungsbestand der Münchner Hofbibliothek. Zusammen mit arabischen, syrisch-aramäischen, persischen und türkischen Werken waren sie von einem der Wegbereiter der europäischen Orientalistik, dem Diplomaten und Universalgelehrten Johann Albrecht Widmanstetter (1506-1557) gesammelt worden.² Mit dem Ankauf von dessen bedeutendem Bestand vollzog Herzog Albrecht V. 1558 den Gründungsakt der heutigen Bayerischen Staatsbibliothek. Die Hofbibliothek der Wittelsbacher war also von ihrer Wurzel her orientalistisch ausgerichtet. Durch die Jahrhunderte wurden diese Kernbestände kontinuierlich erweitert und mit namhaften Zuwächsen angereichert, so schon 1571 durch den Erwerb der Bibliothek von Johann Jakob Fugger, und im 300. Jubiläumjahr ihrer Gründung, 1858, durch den Erwerb der Bücher- und Handschriftensammlung des namhaften Pariser Orientalisten Étienne Quatremère. Dazwi-

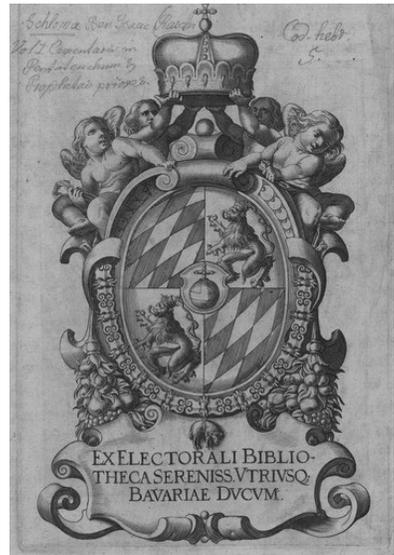
¹ Stefan Jakob Wimmer: *Von Sulzbach bis Tel Aviv. Hebräische Neuerwerbungen aus 50 Jahren – 1965-2015* (Bayerische Staatsbibliothek. Kleine Ausstellungsführer, Neue Reihe 2). München 2015 (dts. u. hebr.).

² Helga Rebhan: *Die Bibliothek Johann Albrecht Widmanstetters*. In: Alois Schmid (Hg.): *Die Anfänge der Münchner Hofbibliothek unter Herzog Albrecht V.* München 2009, S. 112–131.

schen liegen die enormen Erweiterungen im Zuge der Säkularisation von 1803, in deren Folge Werke aus rund 150 Kloster- und Stiftsbibliotheken nach München kamen, sowie die gleichzeitige Eingliederung der bedeutenden Mannheimer Hofbibliothek der Pfälzer Kurfürsten.

Hebraica an der Orient- und Asienabteilung

Als *Hebraica* werden im Bibliothekswesen alle Handschriften und Drucke in hebräischer Schrift klassifiziert, unabhängig von ihrer Sprache. Sie sind daher, wie das auch international, in Übereinstimmung mit wissenschaftlichem Standard üblich ist, innerhalb der Bayerischen Staatsbibliothek der Orient- und Asienabteilung zugeordnet. Für die hebräische Sprache, die bekanntlich zum semitischen Zweig der afroasiatischen Sprachfamilie gehört, bedarf das keiner weiteren Begründung, und dasselbe gilt für aramäische Texte in hebräischer Schrift. Dies betrifft immerhin so zentrale Texte wie die Gemara, den größeren Teil des Textbestandes des Talmuds, und andere religiöse Schriften des Judentums, die, wie natürlich auch die Hebräische Bibel, in Ländern des Orients kodifiziert wurden. Im Mittelalter blühte jüdisches Schrifttum weiter in arabisch-islamischen Kulturkreisen, und hier schrieben jüdische Autoren ganz selbstverständlich in arabischer Sprache, oft aber in hebräischer Schrift. Dies umfasst den quantitativ wie qualitativ bedeutsamen Bereich des judäo-arabischen Schrifttums. Auch etwa jüdisch-persische, aber besonders natürlich jüdisch-spanische Sprachvarianten, Ladino, Spaniolisch oder Djudezmo genannt, im arabischen Andalusien verwurzelt und in Regionen des Osmanischen Reiches gesprochen, wurden und werden heute noch in hebräischer Schrift abgefasst. Das gilt insbesondere auch für Jid(d)isch³, jene dem Deutschen sehr nahe stehende germanische Sprache mit starken hebräischen, aramäischen und slawischen Komponenten, die früher in Osteuropa beheimatet war und heute vor allem in Israel weiterlebt.



1 Exlibris der kurfürstlichen Hofbibliothek aus dem vorderen Spiegelblatt von BSB Cod.hebr. 5(1, einem wertvollen Kommentarwerk des Raschi von 1233.

³ Sprachlich korrekt wäre im Deutschen eigentlich die Schreibweise Jidisch, mit einfachem -d-, analog zu dts. Jüdisch. Die Verdopplung ist im englischen Yiddish erforderlich, um den i-Vokal zu erhalten. Von dort hat sie sich auf die moderne deutsche Schreibweise übertragen und verfälschend etabliert.

Bayerisch-fränkische Druckorte

2 Titelblatt des Sulzbacher Talmuddrucks, Traktat Sanhedrin, von 1694: *nidpas poh k.k. Zultsbakh*, „gedruckt hier, hl. Gde. Sulzbach“ (BSB 2 A.hebr. 281).

Der Buchdruck, der nach seinem Aufkommen im deutschen Sprachraum Juden zunächst noch verwehrt wurde, wurde ab dem späteren 15. Jahrhundert in Italien für hebräische Werke betrieben und verlief besonders erfolgreich in Venedig. Von dort aus gelangten hebräische Offzinen ins Osmanische Reich, nach Saloniki und Konstantinopel. Nördlich der Alpen wurde

Anfang des 16. Jahrhunderts das erste hebräische Buch in Prag gedruckt. Es folgten bald die Druckorte Basel, Augsburg und die kleine Reichsstadt Isny im Allgäu. Ab dem 17. und zunehmend im 18. Jahrhundert florierten unter den berühmtesten hebräischen Druckereien Europas drei Orte im heutigen Bayern: Sulzbach in der Oberpfalz (heute Sulzbach-Rosenberg) sowie Fürth (hebr. Fjorda) und Wilhermsdorf in Mittelfranken. Die zahlreichen hebräischen und jiddischen Druckerzeugnisse dieser drei Zentren, die über ganz Europa vertrieben wurden, gelangten über die Bibliotheken der Pfälzer Wittelsbacher und die Gebietszuwächse des späteren Königreichs Bayern in die heutige Staatsbibliothek. Dennoch vorhandene Lücken hier aufzuspüren und zu schließen, gehört heute mit zu den Erwerbungs-schwerpunkten.



DP-Publikationen

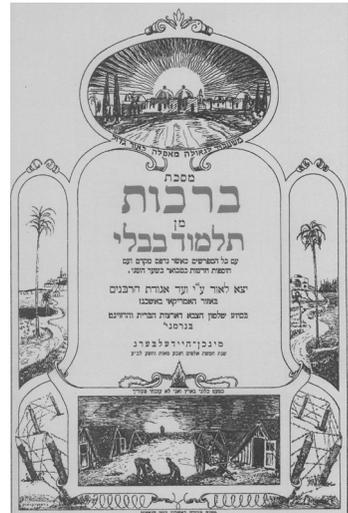
Ebenfalls in hebräischer und jiddischer Sprache wurden in den Jahren nach der Schoa wieder auf dem Gebiet Bayerns sehr umfangreich Publikationen gedruckt und herausgegeben. Für jüdische „Displaced Persons (DPs)“ – was wohl annähernd mit „heimatlos gemachte Menschen“ ins Deutsche zu übertragen wäre – Überlebende der Schoa mit in der großen Mehrzahl osteuropäischen Wurzeln, wurden in der damaligen Amerikanischen Besatzungszone, besonders in München und Südbayern, Lager eingerichtet, die als Zwischenstationen für die Betroffenen zur erhofften Auswanderung dienen sollten. In den Jahren der Übergangszeit, d.h. von 1945 bis Anfang der 1950er Jahre, blühte dort das kulturelle, religiöse und politische Leben in eindrucksvoller Weise auf. Eine bemerkenswert vitale und vielfältige Publikationstätigkeit ging damit einher. Politisch orientierte Organisationen gründeten Zeitungen und boten Schulungen an. Für das religiöse Leben war vordringlich, die zentralen Werke

wieder verfügbar zu machen. Sogar das unter den gegebenen Bedingungen gewaltige Unternehmen, den gesamten Babylonischen Talmud für den Gebrauch der DP's nachzudrucken, wurde im DP-Krankenhaus St. Ottilien bei Landsberg mit Unterstützung der amerikanischen Militärregierung für Bayern realisiert. Nie zuvor war der Talmud jemals von Regierungsbehörden für Juden gedruckt worden – er war vielmehr immer wieder zensiert, verboten und verbrannt worden, eben erst in ungeheurem Ausmaß durch Nazi-Deutschland. Alle 19 Bände des „Survivors' Talmud“, wie der heute selten erhältliche Druck international auch genannt wird, konnte die Bayerische Staatsbibliothek Anfang des 21. Jh. erst erwerben (BSB 2 A.hebr. 2010.10-28).⁴

„Begreiflich ist, dass praktisch alle Publikationen der DP-Zeit [...] durchdrungen sind von der Erschütterung durch das Erleben und Überleben der Schoah und von der Ahnung, dass die Auseinandersetzung damit niemals abschließend zu bewältigen sein wird“, wird in dem eingangs zitierten Ausstellungskatalog festgehalten.⁵ Die Erwerbung von in der sogenannten DP-Zeit in Bayern entstandenen Druckerzeugnissen gehört heute zu den wichtigsten Sammelschwerpunkten für Hebraica (einschließlich Jiddica) an der Bayerischen Staatsbibliothek.⁶

Profil, Spektrum und Zimelien

Zur kontinuierlichen Abrundung der Hebraicabestände gehört selbstverständlich auch die Erwerbung von aktuellen Neuerscheinungen aus dem überaus vitalen Buchmarkt in Israel. In Auswahl werden Bücher und Zeitschriften schwerpunktmäßig aus Bereichen wie Schoa, Politik, Landeskunde und Archäologie, Religion, sowie Belletristik von namhaften Autor*innen erworben. Ausgewählte Neuerscheinungen werden regelmäßig im gemeinsamen Lesesaal der Orient- und Asienabteilung und der Osteuropaabteilung präsentiert („Ostlesesaal“ im 3.



3 „Survivors' Talmud“: Die Titelseite des DP-Drucks von 1949, Traktat Brachot, zeigt – für Talmudausgaben ungewöhnlich – Illustrationen, die die erlösende Vision von Eretz Israel gegen eine Lagerszene mit Stacheldraht kontrastieren (BSB 2 A.hebr. 2010.10).

⁴ Wimmer: Sulzbach (wie Anm. 1), S. 45f., 63.

⁵ Ebd., S. 33.

⁶ Stefan Jakob Wimmer: Publikationen aus jüdischen DP-Camps an der Bayerischen Staatsbibliothek. In: Anne-Katrin Henkel, Thomas Rahe (Hg.): Publizistik in jüdischen Displaced-Persons-Camps im Nachkriegsdeutschland. Charakteristika, Medientypen und bibliothekarische Überlieferung. Frankfurt am Main 2014, S. 169–183.

OG). Dort sind Nachschlagewerke wie Wörterbücher, Lexika und Bibliographien zur Benutzung aufgestellt. Eine Auswahl an Zeitschriften ist im Zeitschriftenlesesaal (im UG) verfügbar.

Von den aktuellsten Neuerscheinungen aus Israel lässt sich der Bogen zurückspannen bis in die biblische Zeit, mit dem ältesten hebräischen Schriftstück, das vor wenigen Jahren erst in den Bestand aufgenommen werden konnte. Dabei handelt es sich um ein kleines Ostrakon, eine Tonscherbe, die um etwa 600 v. Chr., kurz vor der Zerstörung des Tempels von Jerusalem durch Nebukadnezar, im damaligen Königreich Juda mit dem Personennamen Shma'jahu („der Herr hat ge-/erhört“) beschriftet wurde (BSB Ostr. 4). Die damalige hebräische Schrift unterscheidet sich erheblich von den heute hebräisch genann-

ten Buchstaben. Denn seit der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil setzte sich mit der aramäischen Sprache im Land Israel auch der Gebrauch des aramäischen Zweigs der westsemitischen Alphabetschrift durch, und aus ihm – also aus der aramäischen Schrift – hat sich die heute als „hebräisch“ wahrgenommene Quadratschrift entwickelt. Bei dem kleinen Namenostrakon dürfte es sich um das einzige Schriftstück an einer deutschen Bibliothek handeln, das tatsächlich noch in der ursprünglichen hebräischen



4 Eine kleine Tonscherbe von ca. 600 v. Chr. dokumentiert den Namen Shma'jahu in (alt-)hebräischer Schrift (BSB Ostr. 4).

Schrift geschrieben ist.

Im aramäischen Duktus der Perserzeit ist ein Papyrusblatt aus Ägypten verfasst, das den Pachtvertrag für ein Feld aus dem späten 6. Jahrhundert v. Chr. dokumentiert (BSB Pap.aram.mon. 1).⁷

Für die weitere Entwicklung der (aramäisch-)hebräischen Schrift ist ein Dokument der Bayerischen Staatsbibliothek von Bedeutung: das „Münchener hebräische Palimpsest“ besteht aus zwei beschnittenen Pergamentblättern, die zu einer im 7. Jahrhundert in Süditalien beschriebenen Buchrolle gehört haben (BSB Cod.hebr. 544, zuvor Clm 29416(1; Cod.hebr. 545, zuvor Clm 6315).⁸ Sie kann als Machsor (Gebetbuch für Festtage) identifiziert werden. Die Texte der Münchener Fragmente gehören zu Gebeten und Pijjutim (liturgische Lyrik) für Jom

⁷ Hans Bauer, Bruno Meissner: Ein aramäischer Pachtvertrag aus dem 7. Jahre Darius' I. In: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1936, S. 414–424.

⁸ Ein Sammelband „The Munich Hebrew Palimpsest“ unter Herausgeberschaft von Ronny Vollandt ist in Vorbereitung.

Kippur.⁹ Die Machsor-Rolle konnte nicht lange im jüdischen Gottesdienst verwendet werden, denn zu Beginn des 8. Jahrhunderts wurden die hebräischen Texte, wohl im norditalienischen Benediktinerkloster Bobbio, getilgt und mit lateinischen Texten überschrieben. Diese lateinischen Handschriftenbände gelangten dann nach Freising, wo sie im 15. Jahrhundert makuliert und für Bucheinbände wiederverwertet wurden. Auf diese Weise überdauerten die beiden ursprünglich hebräisch beschrifteten Fragmente und wurden von dem israelischen Kodikologen Malachi Beit-Arié 1968 in ihrer möglichen Bedeutung identifiziert.¹⁰ Erst vor wenigen Jahren konnten jedoch mithilfe von neuester, hyperspektraler Aufnahmetechnik, die am Institut für Bestandserhaltung und Restaurierung der BSB ermöglicht wurde, nicht nur die Inhalte der Palimpsesttexte genauer bestimmt, sondern auch ihre Datierung verifiziert werden.¹¹ Sie gehören zu den seltenen hebräischen Textzeugnissen, die aus den Jahrhunderten zwischen den Buchrollen von Qumran am Toten Meer (3./2. Jh. v.Chr. – 1. Jh. n.Chr.) und den Schriften aus der Genisa von Kairo (9.-11. Jh.) erhalten sind. Mit ihrer ins 7. Jahrhundert anzusetzenden Datierung handelt es sich beim Münchner hebräischen Palimpsest zudem um Fragmente des ältesten uns bekannten, in Europa entstandenen hebräischen Buches.

Die aus judaistischer und religionsgeschichtlicher Sicht bedeutendste hebräische Handschrift der Bayerischen Staatsbibliothek ist schon seit Langem als die „Münchner Handschrift des Babylonischen Talmud“ weltweit bekannt (BSB Cod.hebr. 95). Als einzige (fast) vollständig erhalten gebliebene Handschrift, die den gesamten Babylonischen Talmud umfasst, zählt sie zu den wertvollsten Buchschätzen der Menschheit.

⁹ Siehe dazu ausführlich Sarah Lemaire. In: The Munich Hebrew Palimpsest (wie Anm. 8).

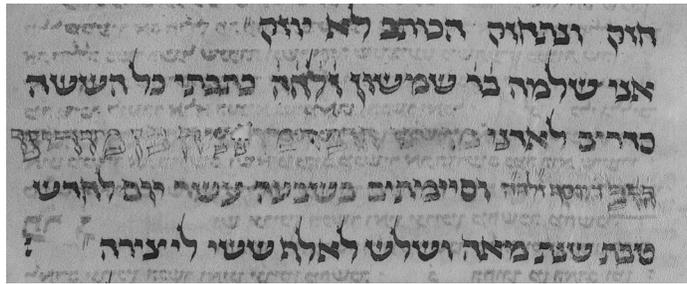
¹⁰ Malachi Beit-Arié: מלפני המאה השמינית: שרידי מגילה מינכן: פאלימפסטס מינכן: (The Munich Palimpsest; a Hebrew Scroll Written before the 8th Cent.). In: Kirjath Sepher 43/3 (1968), S. 411–428.

¹¹ Thorsten Allscher, Irmhild Ceynowa: Mit Hyperspectral Imaging für die Forschung lesbar gemacht: der Münchner Palimpsest. In: BibliotheksMagazin 1/2021, S. 22–25; Thorsten Allscher, Irmhild Ceynowa: Strategien für spektrale Untersuchungen zur Lesbarmachung von Manuskripten. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 68 (2021), S. 184–195.

5 Auszug aus dem Münchner hebräischen Palimpsest vom 7. Jahrhundert, lateinisch überschrieben zu Anfang des 8. Jahrhunderts (BSB Cod. hebr. 544).



6 Das Kolophon des Schreibers Shlomoh b.R. Shimshon in der Münchner Handschrift des Babylonischen Talmud, vom 17. Tevet 5103 (15. Dez. 1342; BSB Cod.hebr. 95).



Vollendet wurde der äußerlich – von seinem Umfang abgesehen – eher bescheiden wirkende Pergamentkodex mit 577 Blättern 1342 in Frankreich. Besitzeinträge belegen, dass er nach der Ausweisung der Juden aus Frankreich 1394 nach Italien kam und schließlich nach Deutschland gelangte, wo er sich bis 1772 im Besitz der Familie Ulmo in Pfersee bei Augsburg befand. Danach war er in der Bibliothek des Augustiner-Chorherrenstifts Polling bei Weilheim, wo zentrale Quellentexte auch nichtchristlicher Religionen gezielt gesammelt wurden. Im Zuge der Säkularisation kam der wertvolle Kodex von dort an die Münchner Hofbibliothek und konnte so schließlich auch die Verbrechen der Nazi-Barbarei an Menschen und an Büchern überstehen. Weil sie sich in staatlichem Eigentum befanden, wurden die Hebraica der Bayerischen Staatsbibliothek in der NS-Zeit nicht angetastet.¹²

Rabbi Raphael Nathan Neta Rabinovicz (1835-1888) aus Litauen ist zu verdanken, dass diese Handschrift schon im 19. Jahrhundert textkritisch erschlossen wurde. Er widmete 25 Jahre seines Lebens ihrem Studium in München und brachte 1867-1886 fünfzehn Bände *Variae lectiones in Mischnam et in Talmud Babylonicum*. ספר דקדוקי סופרים heraus.¹³ Die Münchner Handschrift weist, als älteste vollständige Quelle, zahlreiche

¹² Während des Zweiten Weltkrieges wurden die hebräischen Handschriften ausgelagert. Unter den rund 500.000 Bänden, die bei Luftbombardierungen des Gebäudes an der Ludwigstraße verbrannten, befand sich jedoch die umfangreiche Bibelsammlung, die bedeutende hebräische Druckausgaben enthalten hatte. – Die Bayerische Staatsbibliothek ist heute dabei, nach möglichem NS-Raubgut in den Beständen und den rechtmäßigen Eigentümern zu recherchieren um, wo immer möglich, Rückgaben zu ermöglichen; Stephan Kellner, Susanne Wanninger: Forschung nach NS-Raubgut in der Bayerischen Staatsbibliothek. In: NS-Raubgut in Museen, Bibliotheken und Archiven. Viertes Hannoverches Symposium. Frankfurt am Main 2012, S. 63–70.

¹³ Raphael Nathan Rabinovicz: ספר דקדוקי סופרים כולל נוסחאות וגירסאות הנמצאות בתלמוד כתב יד משנת ק"ג לאלף הששי המנוח בעיר מינכען בעקד הספרים אשר לממלכת בייערן השונות מנוסחאות התלמוד המצוי בידינו בדפוס. *Variae lectiones in Mischnam et in Talmud Babylonicum quum ex aliis libris antiquissimis et scriptis et impressis*

Textvarianten zu den späteren Druckfassungen des Talmuds auf, die auch heute für Talmudisten überall auf der Welt von hoher Bedeutung sind und konsultiert werden.

Deshalb gehörte die Münchner Handschrift des Babylonischen Talmud – international auch als „the Munich Manuscript“ bekannt – zu den frühesten Handschriften, die im Ende der 1990er Jahre gegründeten Münchner Digitalisierungszentrum (MDZ) der BSB digitalisiert wurden und seitdem von überall aus frei zugänglich benutzt werden können.¹⁴ Heute werden die viel versprechenden Perspektiven der digitalen Vernetzung im Bibliothekswesen u.a. auch in Kooperationsprojekten mit der Israelischen Nationalbibliothek (NLI) ausgelotet.

Für die Online-Recherche in allen Medien der Bayerischen Staatsbibliothek wurde 2023 das verbesserte Bibliothekssystem BSB DISCOVER! gestartet, wo (wie schon zuvor im OPAC) zahlreiche orientalische Handschriften und Drucke, darunter auch die Hebraica, neben der Transkription auch in Originalschrift erfasst sind.

Insgesamt umfassen die Hebraica-Bestände der Bayerischen Staatsbibliothek aktuell rund 800 Handschriften, 18 Inkunabeln und ca. 40.000 Drucke.¹⁵ Sie wurden beschrieben vom Begründer und Giganten der hebräischen Bibliographie Moritz Steinschneider (1875, 21895)¹⁶, von Rabbiner Josef Prys (1927)¹⁷, dem Orientalisten Emil Gratzl (1932)¹⁸, dem Juden an der LMU München Leo Prijs (1963)¹⁹, dem Hebraisten (und Direktor der BSB in den Jahren 1962-1972) Hans Striedl

tum e Codice Monacensi praestantissimo collectae annotationibus instructae. 15 Bde. München 1867-1886. Der abschließende Band 16 wurde herausgegeben von dem Münchner Rabbiner Heinrich Ehrentreu, Przemysł 1897.

¹⁴ Paul Gerhard Dannhauer, Gregor Horstkemper 2003: Die Münchner Handschrift des babylonischen Talmuds im Internet. In: Bibliotheksform Bayern 31 (2003), S. 201–213. Eingebunden sind die Digitalisate z.B. auch in das Friedberg Project for Talmud Variants הכי גרסין (<https://bavli.genizah.org/>).

¹⁵ Stefan Jakob Wimmer: The Munich Hebrew Palimpsest in the Hebraica Collection of the Bavarian State Library. In: The Munich Hebrew Palimpsest (wie Anm. 8); mit Bibliographie.

¹⁶ Moritz Steinschneider: Die hebräischen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München (Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Regiae Monacensis I/1). München 1875, 21892.

¹⁷ Josef Prys: Hebräische Büchereien im Gebiete des heutigen Bayern. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung 5/1927, S. 1–139; 11/1927, S. 326–333.

¹⁸ Emil Gratzl: Die Hebraica der Bayerischen Staatsbibliothek. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung 20/1932, S. 305–310.

¹⁹ Leo Prijs: Münchens Hebraica-Schätze und ihre Bearbeiter. In: Bulletin des Leo-Baeck-Instituts 6 (1963), S. 67–80.

zusammen mit Rabbiner Ernst Róth (1965)²⁰, dem Fachreferenten für Hebraica Paul Gerhard Dannhauer (1991, 1997, 2006)²¹, den damaligen Mitarbeitenden der Bayerischen Staatsbibliothek Israella Klayman-Cohen und Stefan Wimmer (2004)²², dem Buchwissenschaftler Ittai Joseph Tamari, damals an der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU München (2012)²³, der Kunsthistorikerin und emeritierten Professorin an der Hebräischen Universität Jerusalem Aliza Cohen-Mushlin (2020)²⁴ u.v.a. Was Moritz Steinschneider schon früh im Vorwort seiner noch heute viel genutzten Beschreibung der Handschriften festgehalten hat:

Die Bedeutung der Sammlung besteht darin, dass sie die umfangreichste in den Ländern deutscher Zunge, schon ihrer Anlage nach alt, auch nicht in den Grenzen der Theologie gehalten ist, sondern alle Gebiete umfasst, auch solche, in denen die hebräischen Schriften und Bearbeitungen den Wert literaturgeschichtlicher Quellen behalten werden, wenn das begrenzte Interesse unter veränderten Anschauungen sich verloren hat. Es fehlt auf keinem Gebiete an seltenen und hervorragenden Schriften [...],

trifft nach wie vor zu.²⁵ Wie schon vor fast fünf Jahrhunderten, bilden die Hebraica einen hoch geschätzten Kernbestand der Bayerischen Staatsbibliothek – heute vielleicht noch mehr als je zuvor.

BILDNACHWEIS
Abb. 1-6 © Bayerische
Staatsbibliothek
München

²⁰ Hans Striedl, Ernst Róth: Hebräische Handschriften (Verzeichnis der orientalischen Handschriften in Deutschland VI/2). Wiesbaden 1965.

²¹ Paul Gerhard Dannhauer: The Hebraica Collection of the Bayerische Staatsbibliothek. In: Hebrew Studies. Papers presented at a colloquium on resources for Hebraica in Europe held at the School of Oriental and African Studies, University of London, 11-13 September 1989/11-13 Elul 5749. London 1991, S. 62–64; ders.: Die Hebraica-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek. In: Bibliotheksforum Bayern 25 (1997), S. 36–45; ders.: Die Hebraica-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek. Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 53, 161–164.

²² Die jiddischen Drucke der Bayerischen Staatsbibliothek. The Yiddish Printed Books in the Bayerische Staatsbibliothek (Bayerische Staatsbibliothek Schriftenreihe Bd. 3). München 2004.

²³ Ittai Joseph Tamari: Das Volk der Bücher. Eine Bücherreise durch sechs Jahrhunderte jüdischen Lebens (Studien zur jüdischen Geschichte und Kultur in Bayern 8). München 2012.

²⁴ Aliza Cohen-Mushlin: Selected Hebrew Manuscripts from the Bavarian State Library. Jerusalem, Wiesbaden 2020.

²⁵ Steinschneider, Handschriften (wie Anm. 16) 1895, S. Vf.

Eva Tyrell

Ein Brief Abraham Fränkels an Samson Oberndörffer zu dessen Austritt aus dem Münchner Frommenverein

Das Stadtarchiv München, eines der größten kommunalen Archive Deutschlands, bewahrt derzeit etwa zwanzig Regalkilometer von Akten, Stadtplänen, Fotos und vielen weiteren Schätzen. Darunter sind auch einzelne Dokumente in hebräischen Lettern. Ein besonders interessanter Brief, geschrieben in München im Jahr 1851, findet sich dort in der Judaica-Sammlung.

Das Dokument fasziniert in mehrfacher Hinsicht: Es ist Teil der Korrespondenz zwischen zwei Herren, die sich üblicherweise auf Deutsch schrieben, von links nach rechts versteht sich.¹ Dieser Brief jedoch ist in hebräischer Handschrift verfasst. Gab es hierfür einen besonderen Anlass? Beim Lesen des Briefs fällt zweitens seine Mehrsprachigkeit auf, Hebräisch und eine Art Deutsch – eine Überraschung, die sein äußerlich homogenes Schriftbild nicht vermuten lässt. Drittens gibt das Schreiben Auskunft über den Verfasser, insbesondere sein Selbstverständnis als Vorstandsmitglied des Münchner Frommenvereins und seine Vertrautheit mit traditioneller jüdischer Bildung.

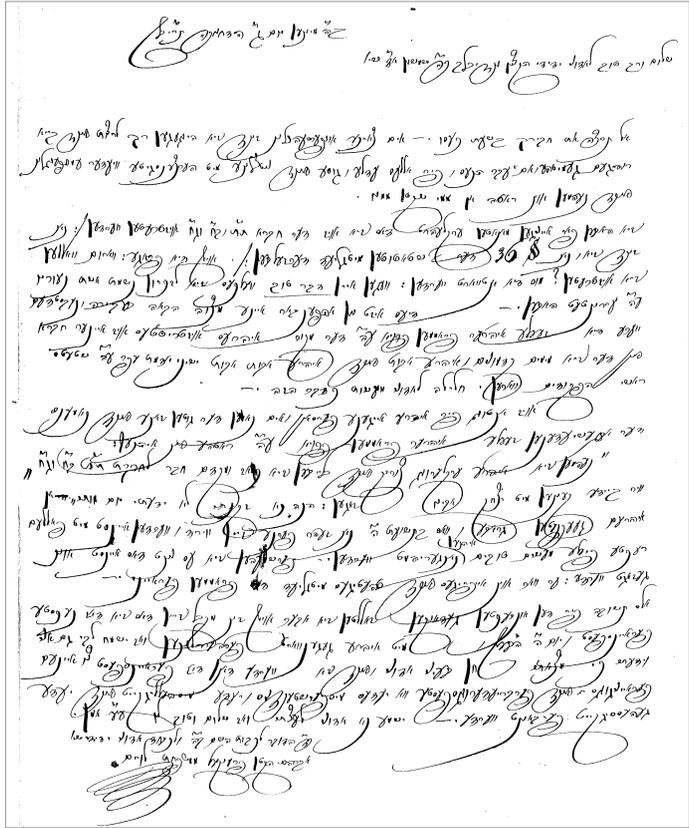
Das Dokument

Der Brief ist in einer geübten und charaktervollen hebräischen Handschrift verfasst. Über die eng aneinandergerückten niedrigen Zeilen reichen die Bögen der Buchstaben Nun, Kof, Pe, Fe sofit und die Ligatur von Nun und Dalet schwungvoll hinaus. Der Abstrich des Nun sofit fällt mit seiner großen Strichstärke ins Auge; die übrigen Buchstaben wirken locker und rasch geschrieben. Da der Brief im Stadtarchiv in Kopie vorliegt, sind mir seine Maße und das Beschreibmaterial nicht bekannt.

Um die Zweisprachigkeit des Briefs bereits in der Abschrift

¹ Vgl. weitere Schreiben dieser Korrespondenzpartner im Stadtarchiv München, DE-1992-JUD-V-032.

1 Brief Abraham Fränkels an Samson Oberndörffer, 1851.



deutlich zu machen, gebe ich nur die hebräischen Textteile in hebräischer Schrift wieder. Den deutschen bzw. westjiddischen Anteil schreibe ich in lateinischer Schrift.² Dabei halte ich mich bei Vokalen und Umlauten an die konsequente Wiedergabe der geschriebenen Buchstaben und – abgesehen von der Groß- und Kleinschreibung – nicht an die übliche deutsche Rechtschreibung. Die Zeilenummerierung (siehe nächste Seite) stammt von mir.

Welche Sprache?

Die Entscheidung, ob die Hauptsprache des Briefs am ehesten als Westjiddisch, Deutsch in hebräischen Buchstaben oder Jüdischdeutsch zu bezeichnen wäre, überlasse ich den Experten. Für Deutsch sprechen Wortschatz, Satzbau und die Schreibweise. Sie orientiert sich im Wesentlichen an der deutschen

² Anmerkung zur Transkription: ״א = ei; ״א״ = oi; ץ = e.

Rechtschreibung des 19. Jahrhunderts und spiegelt deren Eigentümlichkeiten, obwohl diese sich bei der Schreibung im hebräischen Alef-Bet erübrigen würden.³ Dies wird etwa an th (טה), Dehnungs-h und Doppelkonsonanten deutlich, und ganz besonders am Beibehalten von tz (טצ) beim Wort ‚nützlich‘ und bei der Verwendung von פפ für ‚pf‘ (Z. 4). Gleichwohl spiegelt der Text auch für jiddische Sprachvarianten typische Buchstabenverwendungen für Vokale und Umlaute, wie Alef für a und o, Ajin für e und ä, Jod für i und ü, Doppel-Jod für ei usw. Die Bezeichnung „Jüdischdeutsch“ nach Werner Weinberg für eine deutsche Sprachvariante, die keine eigene produktive Sprache darstellt, sondern bei der sich „jüdische Ausdrücke und Redensarten eingestreut in die deutsche landschaftliche Umgangssprache“ finden, mag hier zutreffen.⁴ Wenn ich im Folgenden vom deutschen Textteil spreche, sei dieses Fragezeichen mitgedacht.

-
- 1 ב"ה מינען יום ג' ה'חנכה תרי"ב
-
- 2 שלום ורב טוב לאדוני ידידי הקצין וגדיב לב ר"ה שמשון א"ד ש[א?]
-
- 3 אל תרצה את חברך בשעת כעסו. -
Im Zorne unversehlich sind Sie hingegen רב לרצות und bei
-
- 4 ruhigem Gemithe, אם עבר הכעס, für alles Edle, Gute und Nitzliche mit Herzengüte wieder empfänglich
-
- 5 und nehmen oin [!] Rath an ממי שקטן ממנו
-
- 6 Sie haben vor einigen Monaten erklehrt dass Sie ois der Chewra ב"ה וג"ה austreten werden. Nun
-
- 7 sind Sie, nach § 36 der Statuten, Mitglied derselben. Oif die Frage: Warum wollen
-
- 8 Sie oistreten? muss die Antwort werden: Wegen ein דבר טוב
לזכרון נשמת אשת נעורין
-
- 9 מצוה הבאה בעבירה, – Dies ist nun offenbar eine מצוה
nebstdem
-
- 10 were die Seele Ihrer frommen Frau ע"ה der מקור Ihres Oistrittes
ois einer Chewra
-
- 11 in der Sie מימים קדמונים, Ihre אבות und Ihre ע"ה אדמת עפר ע"ה
stets
-

³ th z.B. bei Gemüthe (4), Rath (5), thätig (19); Dehnungs-h: unversehlich (אונפערסעהגליך, Z. 3), Ihrer (איהרער, Z. 14), nachgerühmt (נאכגערייהמט, Z. 18), Doppelkonsonanten: פראממען (frommen, Z. 14), געעפפנעטען (geöffneten, Z. 17), מיסהעלליגקייט (Mißhelligkeit, Z. 23); sogar Wiedergabe eines Doppelvokals wie in זעעלע (Seele, Z. 10).

⁴ Werner Weinberg: Die Bezeichnung Jüdischdeutsch. Eine Neubewertung. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 100/1981, S.253–290, hier 255.

-
- 12 ראשי הפקודים waren.
הלילה לאדוני מעשות כדבר הזה. --
-
- 13 Ois Achtung für Ihre eigene Person und im Namen der
guten Sache und namens
-
- 14 der ausgeschiedenen Seele Ihrer frommen Frau י"ה rate ich Ihnen:
נא זקנתי לא ידעתי יום מותי יצחק אבינו
-
- 15 „Nehmen Sie ihre Erklerung zurik und bleiben Sie
הבר להברת ת"ת ב"ה וג"ח כמאז ומקדם
-
- 16 Wir beide kennen mit יצחק אבינו sagen: הנה נא זקנתי לא ידעתי יום מותי
An
-
- 17 Ihrem geeffneten Grabe, was noch sehr ferne sein wird⁵,
werden einst mit vollem
-
- 18 Rechte viele מעשים טובים Ihnen nachgerihmt werden. Verstehen
Sie es nicht, dass einst oich
-
- 19 gesagt werde: Er war oin eifriges und thetiges Mitglied des
Frommen Vereins.
-
- 20 Als תשובה fir den unrecchten Gedanken sollten Sie aber oif sich
מקבל sein, dass Sie das nechste
-
- 21 Vereinsfest, [?...] יום ה' mit Ihre [!] Gegenwart verherrlichen,
was ישמח לבי גם אני
-
- 22 Vereinsfest, [!] Sie werde וידעתי כי מצאתי חן בעיני אדוני,
zu einem
-
- 23 Vereinigungs- und Verbrüderungsfeste wo jedes Missverständ-
nis, jede Misshelligkeit und jede
-
- 24 Gehessigkeit verbannt werde. - י"ה ע אמן - ואז שלום וטוב לו ע"ע אמן -
-
- 25 כ"ד הדובר לכבות [!] השם ב"ה ולכבוד אדני ידידי ש[א]?
-
- 26 אברהם הקטן פרנקל ממשפחת לויים
-

Die Korrespondenzpartner

Der Verfasser und der Adressat des Briefs stammten beide aus bayerischen Städten mit bedeutenden jüdischen Gemeinden, Fürth und Ansbach. Im Laufe ihres Lebens gelangten sie in die Residenzstadt München. Sie waren Teil der Urbanisierung und trugen zum Wachstum der jüdischen Gemeinde Münchens bei. Ihre Gräber liegen bis heute auf dem alten israelitischen Fried-

⁵ Zum Zeitpunkt der Niederschrift des Briefs waren Abraham Fränkel 59 und Samson Oberndörffer 60 Jahre alt. Letzterer wurde am 25. August 1791 in Ansbach geboren und starb am 1. Mai 1866 in München (BayHStArchiv, Jüdische Standesregister, Band 14), Abraham Fränkel kam am 17. Dezember 1792 in Fürth auf die Welt und verstarb in München am 19. Februar 1858 (Stadtarchiv München PMB F 270).

hof an der Thalkirchner Straße. Beide waren führende Mitglieder des Münchner Frommenvereins, der *Chewra Kaddischa*. Doch während für den Briefschreiber, Abraham Fränkel, die Mitgliedschaft in diesem Verein bis zu seinem Tod Ehrensache und eine Selbstverständlichkeit blieb, trat der Empfänger, Samson Oberndörffer, aus der Beerdigungsbruderschaft aus. Diesen Austritt nahm Abraham Fränkel, einer der Vorstände des Vereins, zum Anlass, dem verlorenen Mitglied die soziale Bedeutung dieser Entscheidung vor Augen zu führen und ihn an traditionelle jüdische Werte zu erinnern.

In den deutschen Brief sind hebräische Phrasen oder auch ganze Sätze eingestreut. Es handelt sich meist um formularartige Textteile wie Datumszeile, Anrede und Schlussformel, eingebürgerte Floskeln, Fachtermini, wörtliche und ungefähre Zitate und abgekürzte Segensformeln. Doch es gibt auch den eigenständigen, produktiven Gebrauch des Hebräischen. Diese vielfältigen Verwendungsweisen lassen auf eine große Vertrautheit Abraham Fränkels mit der hebräischen Sprache schließen, die wohl auf einem jahrelangen Studium der jüdischen Traditionsliteratur gründet. Die Zitate und Anspielungen des Briefs stammen aus Tora und Talmud, dem Prophetenbuch Daniel, den Sprüchen Salomos und dem Mischnatraktat Pirke Avot. Tatsächlich amtierte Abraham Fränkel viele Jahre lang als Vorbeter in der Münchner Synagoge. Er kannte sich also auf diesem Gebiet bestens aus. Die hebräischen Einsprengsel weisen aber auch den Briefempfänger als jemanden aus, der sie mühelos verstehen konnte.⁶

Abraham Fränkel, Großvater des in München bekannten Kommerzienrats Sigmund Fränkel, wählte für seinen Umstimmungsversuch das hebräische Alef-Bet. Er beruft sich so ganz bewusst auf die gemeinsame Tradition von Schreiber und Empfänger; das Lesen seines Briefs setzt eine solide jüdische Bildung voraus. Die Wahrung der Tradition führt Fränkel auch als eines seiner Argumente an: Ihm ist unverständlich, wie Samson Oberndörffer aus einem jüdischen Verein austreten kann, in dem nicht nur er selbst, sondern auch die Generationen seiner Väter

⁶ Zum Bildungsweg Samson Oberndörffers ist mir bisher noch nichts bekannt. An bestimmten biographischen Einschnitten bezog er sich ausdrücklich auf jüdische Traditionen: Zu seinem 70. Geburtstag gab die Familie eine Medaille heraus, die den Jubilar im Profil zeigt und umseitig einen Vers aus den Sprüchen Salomos (Spr 16,31) zitiert, abgebildet in Ursula Kampmann, *Der Ursprung des deutschen Münzhandels: Die Familien Hamburger und Schlessinger*, Osnabrück 2022, S. 25. Nach dem Tod seines Bruders Joel im Jahr 1843 stiftete er mit seinem Bruder Josef eine Torarolle.

und Großväter aktive Mitglieder waren (Z. 11, 12).⁷ Aus der Perspektive Fränkels gehört es sich offenbar für einen jüdischen Mann, Mitglied der *Chevra Kaddischa* zu sein. Der Austritt aus derselben ist für ihn ein „unrechte[r] Gedanke“ (Z. 20) und folglich auch eine moralisch falsche Entscheidung, die, gemäß Fränkel, ein Umdenken und aktive Wiedergutmachung (Z. 20-24) erfordert. Mehr noch, der Austritt sei eine Gebotsübertretung (awira, Z. 9). Es sind schon größere rhetorische Geschütze, derer Abraham Fränkel sich hier bedient. Er spricht aus der Position einer religiös-moralischen Autorität, die sich zum Versuch berufen fühlt, mit ihrem Rat das Verhalten eines wichtigen und hochgeschätzten Gemeindemitglieds zu ändern (Z. 5, 14-15).

Sein Brief enthält aber auch das Gegenteil, nämlich Gesten der Bescheidenheit bis hin zur Selbsterniedrigung gegenüber dem Empfänger. Diese Haltung äußert sich in drei hebräischen Einfügungen. Eine davon drückt aus, der Ratgebende sei kleiner als der Adressat (*mimi she katan mimeno*, Z. 5). Dies ist vermutlich eine Anspielung auf Pirke Avot, in der der antike Gelehrte Ben Soma auslegt, ein Mensch sei weise, wenn er wenn er bereit sei, von jedem etwas zu lernen, auch von einem Geringgestellten (Avot, 4.1). Fränkel bringt mit diesen drei hebräischen Wörtern also nicht nur seine Bescheidenheit zum Ausdruck, sondern deutet implizit durch den nicht wörtlich zitierten Rest des Zitats an, der Empfänger sei weise, wenn er sich von ihm belehren lasse.

In biblischer Ausdrucksweise – ‚dann weiß ich: Ja, ich habe in den Augen meines Herrn Gefallen gefunden‘ (Z. 22) – vergleicht Fränkel seinen sozialen Status in Bezug auf Samson Oberndörffer implizit mit dem des Niedriggestellten gegenüber einem Weisungsbefugten bzw. dem des Hilfsbedürftigen zum Mächtigeren. Die biblischen Parallelen mit dieser Formulierung sind zahlreich. Es handelt sich um die Situation eines Bittenden, der mit einem wichtigen Anliegen an jemand herantritt, dessen Wohlwollen er nicht voraussetzen kann. Alles hängt hier von der Reaktion des oder der Angesprochenen ab. Beispiele sind Abraham, der die drei Wanderer bittet, bei ihm einzukehren (Gen 18,3); Jakob, der auf dem Sterbebett seinen Sohn Josef bittet, ihn nicht in Ägypten zu begraben (Gen 47,29); Mose, der Gott die Vertrauensfrage stellt (Ex 33,13) oder Ester vor dem persischen Großkönig (Est 5,8). Eingereiht in diese bib-

⁷ Die Vorfahren in Ansbach, versteht sich. Fränkel meint sicher nicht nur den Münchner Frommenverein, sondern die Einrichtung der Beerdigungsbruderschaft allgemein.

lischen Parallelen wird Fränkels eigene Bitte umso eindringlicher. Es schwingt eine Art Kairosbewusstsein mit: Es gibt nur eine Chance; Fränkel wird und kann seine Bitte nicht wiederholen. Wenn Samson Oberndörffer jetzt nicht reagiert, wird seine Austrittsentscheidung bald wirksam.⁸

Ein drittes Beispiel ist die Phrase *jishma na adoni* in Z. 24, mit der Fränkel seine ganz auf Hebräisch formulierte Bitte einleitet, Oberndörffer solle auf seinen Rat hören und Segen erlangen. Für geübte Ohren klingt die brennende Bitte Davids an König Saul an, ihn doch nicht mehr zu jagen, sondern zu rehabilitieren (1 Sam 26,19). Diese geliehenen Worte, auf die Fränkel zwischen den Zeilen anspielt, formulieren indirekt die eindringliche Bitte, den Konflikt beizulegen. Zunächst relativiert also die im Hebräischen anklingende bescheidene Haltung Fränkels die kompromisslose Strenge seiner deutschen Wortwahl. Berücksichtigt man darüber hinaus auch den Kontext der Zitate und Anspielungen, kommuniziert Fränkel noch mehr, ohne es explizit zu formulieren. Das Spiel mit biblischen Assoziationen erlaubt es dem Briefschreiber, sich emotionaler und verletzlicher zu präsentieren als im wörtlichen Text – und trotzdem sein Gesicht zu wahren.

Um es zusammenzufassen: Die Wahl der hebräischen Schrift für diesen Brief ist nicht zufällig. Abraham Fränkel beruft sich hiermit auf das gemeinsame Fundament der jüdischen Tradition. Dadurch stellt er Nähe zu Samson Oberndörffer her und macht zugleich die Dringlichkeit seines Appells begreiflich. Vermutlich waren auch praktische Überlegungen für die Wahl des hebräischen Alef-Bets ausschlaggebend: Würde Fränkel für die deutschen und hebräischen Anteile jeweils die Schrift wechseln, wie ich es oben getan habe, müsste er rund vierzig Mal die Schreibrichtung ändern und zusätzlich den Platzbedarf für die hebräischen Wörter richtig einschätzen.

Die übrigen hebräischen Passagen seien im Folgenden nur übersetzt. Auch hier wird deutlich, dass Abraham Fränkel in der Lage war, vielfältige biblische Bezüge herzustellen. Ich nehme an, er tat dies aus dem Gedächtnis, ohne in einem Buch nachzuschlagen.

⁸ Nach den Statuten des Frommenvereins von 1843 wurde ein erklärter Austritt erst sechs Monate später wirksam: Statuten des israelitischen Frommen-Vereins in München vom 5. November 1843, § 36, S. 22, überliefert im Staatsarchiv München, Akt RA 33901.

1	Mit Gottes Hilfe [Abkürzung] München, Dienstag des Chanukkafestes 5612	ב"ה מינכען יום ג' הדחנוכה תרי"ב
2	Schalom und alles Gute meinem Herrn [und] meinem Freund, dem Vorstand und großherzigen geehrten Herrn Samson [unklar, evt. Oberndörffer abgekürzt oder adon]	שלום ורב טוב לאדוני ידידי הקצין ונדיב לב ר"ה שמשון א"ד ש[א?]
3	Such deinen Freund nicht in der Stunde seines Zorns auf. sehr erwünscht	אל תרצה את חברך בשעת כעסו. – רב לרצות
4	Wenn der Ärger vorüber ist	אם עבר הכעס
5	Von einem, der kleiner/geringer ist als er	ממי שקטן ממנו
6	Chewra Kaddischa für Talmud Tora Krankenbesuche und Wohltätigkeit	חברא ת"ת, ב"ה וג"ח
8	guten Tat/Sache zum Andenken der Seele der Frau der Jugendtage	דבר טוב לזכרון נשמת אשת נעורין
9	Segen sei über ihr eine Mizwa, die mit einer Übertretung einhergeht/der eine Übertretung vorangeht	ע"ה מצוה הבאה בעבירה
10	Ursprung, Grund Chewra: Gesellschaft	מקור חברא
11	von alters her Väter Vorväter, die unter dem Erdenstaub schlafen (Dan 12,2), Segen sei über ihnen	מימים קדמונים אבות אבות אבות ישינו אדמת עפר ע"ה
12	Leitfiguren (vgl. Num 31,48) Wehe meinem Herrn, so etwas zu tun! (vgl. Gen 18,25 und 44,7)	ראשי הפקודים חלילה לאדוני מעשות כדבר הזה
15	ein Mitglied des Vereins für Talmud Tora, Krankenbesuche und Wohltätigkeit seit jeher	חבר לחברת ת"ת ב"ה וג"ח כמאז ומקדם
16	unser Vater Isaak Sieh, ich bin alt geworden und weiß nicht, wann ich sterben werde (Gen 27,2)	יצחק אבינו הנה נא זקנתי לא ידעתי יום מותי
18	gute Taten	מעשים טובים

20	Umkehr, Sühne einer, der etwas an-/auf- nimmt, akzeptiert	תשובה מקבל
21	Donnerstag, der [schwer lesbare Datumsangabe] wird mein Herz sich freuen und ich auch (vgl. Spr 23,15)	יום ה' [...] ? ישמח לבי גם אני
22	Dann weiß ich: Ja, ich habe in den Augen meines Herrn Gefallen gefunden	וידעתי כי מצאתי חן בעיני אדוני
24	Mein Herr möge auf meinen Rat hören, und so werde ihm Friede und Gutes auf ewig, Amen.	ישמע נא אדני לעצתי ואז שלום וטוב לו ע"ע אמן
25	So die Worte eines der spricht zur Ehre [?] Gottes, gepriesen sei er, und zur Ehre meines Herrn und Freunds S.	כ"ד הדובר לכבות [!] השם ב"ה ולכבוד אדני ידידי ש[א?]
26	Abraham der kleine Fränkel aus einer Levitenfamilie	אברהם הקטן פרנקל ממשפחת לויים

Die historische Situation des Briefs

Doch nun zum Inhalt des Briefs. Zweck des Schreibens ist Versöhnung und der Appell, einen guten Rat anzunehmen und den Austritt aus dem Frommenverein rückgängig zu machen. Diesem ging offenbar ein Konflikt voraus; Abraham Fränkel schreibt von Misshelligkeit und Gehässigkeit. Den Grund für Samson Oberndörffers Austritt macht er in der Stiftung aus, die der Witwer dem Andenken seiner verstorbenen Frau errichtete: „Auf die Frage: Warum wollen Sie austreten muss die Antwort werden: Wegen einer wohltätigen Stiftung, welche Sie zum Andenken an die Seele Ihrer ersten Frau [wörtlich: Ihrer Frau aus Jugendtagen], Segen sei über ihr, errichtet haben“ (Z. 8-9).

Der Konflikt lässt sich in groben Zügen anhand der Korrespondenz im Münchner Stadtarchiv⁹ verfolgen und sei hier nur knapp skizziert. Wenige Monate nach dem Tod seiner ersten Frau Caroline, einer geborenen Wilmersdörffer, zeichnete Samson Oberndörffer eine mit 4% verzinste Obligation von 100 Gulden, die er dem israelitischen Frommenverein als Schen-

⁹ DE-1992-JUD-V-032-05.

kung überließ.¹⁰ Diese Zuwendung sollte seinem Wunsch nach ‚Caroline Oberndörffer’sche Stiftung‘ genannt werden. Moritz Mändel und Abraham Fränkel, Mitglieder des Vereinsvorstands, erkannten die „hochherzige Gesinnung“ des Gönners an, lehnten die Stiftung aber wegen mehrerer Formalia ab (Brief vom 27. Juli 1851). Insbesondere eine namentliche Auszeichnung von Vermächtnissen sei nicht mit dem Grundsatz der „Gleichheit nach dem Tod“ vereinbar. Samson Oberndörffer übertrug daraufhin die Obligation unverändert auf den Holzverein¹¹ [o.D.] und erklärte am 17. August 1851 seinen Austritt aus dem Frommenverein.

Diese Entscheidung wollte Abraham Fränkel nicht einfach hinnehmen – schließlich standen die Oberndörffers dem Frommenverein, dem Caroline 400 Gulden vermacht hatte, sehr nahe. Samson Oberndörffer hatte zeitweilig als dessen Kassier fungiert und war damit einer der drei Personen des Vorstands.¹² Nicht zuletzt wird das sozio-ökonomische Gewicht Samson Oberndörffers eine Rolle gespielt haben. Er führte in München eine numismatische Kunsthandlung und gemeinsam mit seinem Bruder Joseph das Bankhaus J. N. Oberndörffer, dessen Chef er zuletzt war. Eine Notiz in der Zeitung „Der Israelit“ bezeichnet ihn 1866 als Ehrenmann und größten Wohltäter der jüdischen Gemeinde. Seinen beiden Töchtern aus zweiter Ehe vererbte er je eine Immobilie.¹³ Im Zusammenhang dieser Zeitschriftennummer ist besonders interessant, dass er mit

¹⁰ Caroline Oberndörffer starb am 2. Januar 1851 mit 48 Jahren, s. Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Jüdische Standesregister München, Band 14. Nach Auskunft von Ellen Presser befindet sich ihr Grab in der Sektion 12, Reihe 5 links, Nummer 9. Samson Oberndörffers Grab liegt in Sektion 8, Reihe 2, das fünfte Grab von rechts. StadtA München, JUD-V-32-5, Brief Samson Oberndörffers an den Vorstand des Frommenvereins vom 20. Juli 1851.

¹¹ Der Holzverein gehörte zu den Münchner Wohltätigkeitsvereinen und unterstützte im Winter Bedürftige mit Brennholz oder sonstigem Heizmaterial. Er existierte mindestens seit 1839, vgl. Hendrikje Kilian: Die jüdische Gemeinde in München 1813-1871. Eine Großstadtgemeinde im Zeitalter der Emanzipation (Miscellanea Bavarica Monacensia 145), S. 141–142, und bis mindestens 1933 (BIGZ 1.4.1933, S. 106). Unter den Beilagen zur Stadtchronik Münchens für das Jahr 1889 befindet sich der Jahresbericht des Israelitischen Holzvereins 1889, der u.a. eine mehrseitige Mitgliederliste enthält. Samson Oberndörffer erscheint als ehemaliges, verstorbene Mitglied (Stadtarchiv München, Stadtchronik, 1889, Band 4, Beilage Nr. 54).

¹² Heinrich Ehrentreu, Geschichte der Chewra Kadischa. Israelitischer Verein für Krankenpflege, Bestattungswesen und religiöse Belehrung in München. Festschrift zur Hundertjahrfeier des Vereines 1806 – 1906, München 1906, S. 30; zum Vereinsvorstand s. Statuten des Frommenvereins von 1843, § 42f.

¹³ „Zeitungsnachrichten und Correspondenzen. Deutschland, München“. In: Der Israelit, 16.5.1866, S. 343; Stadtarchiv München, Polizeimeldebögen O 10.

seinem Vermögen für den Talmudgelehrten Nathan Rabbino-
vitz bürgte. Dieser durfte daraufhin für seine Arbeit an seinem
mehrbändigen Werk der Dikduke Hasofrim kostbare Hand-
schriften der Bayerischen Staatsbibliothek zu sich nach Hause
ausleihen.¹⁴ Abraham Merzbacher, der diese Arbeit finanzierte,
war mit Samson Oberndörffer familiär verbunden. Seine Frau
Nanny war eine Tochter Josef Oberndörffers und damit Sam-
sons Nichte.

Ob Abraham Fränkel mit seinem Umstimmungsversuch
Erfolg hatte, entzieht sich leider meiner Kenntnis. Im From-
menverein kein Mitglied zu sein, wurde unter Münchner Juden
im 19. Jahrhundert zunehmend üblich. In der Rückschau auf
diese Zeit beklagt Rabbiner Heinrich Ehrentreu 1906, dass es
nicht mehr selbstverständlich sei, sich für einen Dienst im
Frommenverein zur Verfügung zu stellen:

In anderen Gemeinden wird es als Ehrenpflicht angese-
hen, daß jedes Mitglied, das nur irgendwie dazu in der
Lage ist, der *חברת קדישא* beitrifft, was hier bei Weitem nicht
der Fall ist. Im Jahre 1826 zählte unsere Gemeinde etwa
60 Familien; damals gehörte der größte Teil der Gemeinde
zu unserer Chewra. [...] während jetzt [1906], bei einem
Bestand von 2200 zahlenden Mitgliedern, nur etwas mehr
als 400 unserer Chewra angehören.¹⁵

Das jüdische Vereinswesen im München des 19. Jahrhunderts
ist noch kaum erforscht. Den ersten neuzeitlichen jüdischen
Verein Münchens gründeten an Lag BaOmer im Jahr 1806 als
chewra kaddischa de-talmud tora 13 jüdische Männer und
organisierten täglich talmudische Vorträge.¹⁶ Ein Jahrzehnt
später brauchte die Münchner jüdische Gemeinde mit Inbe-
triebnahme ihres eigenen Friedhofs auch eine Beerdigungsge-
sellschaft (*chewra kaddischa de-gmilut chassadim*). Wieder
zehn Jahre später, 1826, verschmolzen diese beiden Vereine
zur *chewra kaddischa de-talmud tora, bikur cholim we-gmilut
chassadim*. Im Jahr 1900 gab sich der Verein denselben Namen
auf Deutsch und nannte sich ‚Verein für Krankenpflege, Bestat-
tungswesen und religiöse Belehrung‘, vormalis ‚Israelitischer

¹⁴ „Zur Geschichte der Bibliotheca Merzbacheriana Monacensis“. In: All-
gemeine Zeitung des Judentums 12/1905, S. 137–139, hier 137.

¹⁵ Festschrift des Frommenvereins von 1906, S. 38.

¹⁶ Ebd., S. 17f. Zur Münchner Chewra Kaddischa s. auch Kilian: Die jüdi-
sche Gemeinde, S. 134–137.

Frommenverein'.¹⁷ Mit seinen karitativen, rituellen und bildungsfördernden Anliegen war der Verein eine wichtige Säule jüdischen Lebens in München.

Die Vereinsstatuten von 1843 geben genaueren Aufschluss über die Vereinstätigkeit zur Zeit von Abraham Fränkel und Samson Oberndörffer. Zur fortwährenden Weiterbildung im Bereich Talmud Tora organisierten die Mitglieder kurze Vorträge nach dem Abend- bzw. Morgengebet, kümmerten sich aber auch um die Stellung eines Minjans für das Kaddischgebet an Jahrzeitagen eines Elternteils von Mitgliedern sowie um ein Morgen- und Abendgebet im Haus von Mitgliedern während der Trauerwoche (§ 3-10). Erkrankte ein bedürftiges Vereinsmitglied oder einer seiner Angehörigen, finanzierte der Verein eine passende Unterstützung, etwa durch eine Pflegeperson, Medikamente, besondere Lebensmittel oder Bargeld. Sterbenden stand der Verein bei durch das Zusammenrufen mehrerer Mitglieder zur Begleitung in den letzten Stunden (§ 11-14).

Auch nach dem Tod wurden Gemeindeglieder nie allein gelassen. Der Frommenverein bot zur Begleitung und Beerdigung von Toten ab einem Alter von neun Jahren mindestens acht Vereinsmitglieder auf, im Sterbefall von Mitgliedern des Frommenvereins sogar zwölf. Bei weiblichen Toten kamen Frauen für die Waschung der Verstorbenen hinzu.¹⁸ Hierzu bemerkte der Inspektor der Münchner Friedhöfe 1877: „Bedienstete Leichenfrauen hat die israel: Gemeinde nicht; für diesen Dienst ist – insoweit zulässig, – ein Leichendiener (Israelit) aufgestellt. Das Reinigen u: Umkleiden weiblicher Leichen geschieht von eigens hierfür bestimmten frommen israelitischen Frauen.“¹⁹

Diese Personen versahen das Waschen und Ankleiden der Toten, sprachen währenddessen Gebete und beobachteten die Toten. Schließlich organisierte der Frommenverein die Fahrt zum Friedhof in geschlossenem Wagen.²⁰ Mittellosen Verstorbenen wurde aus Vereinsmitteln ein Grabstein gesetzt. Die

¹⁷ Festschrift von 1906, S. 13–36, Artikel „Israelitischer Verein für Krankenpflege, Bestattungswesen und religiöse Belehrung [Chewra Kadischal]“. In: Der Israelit, Heft 12, 8.2.1900, S. 262f.

¹⁸ Statuten des Frommenvereins von 1843, § 15-32. Die Frauen, die weibliche Tote wuschen, organisierten sich in der „Frauchewra“, zu der leider wenig bekannt ist. S. „Johanna Kohn-Billmann“. In: Jüdisches Echo 16/1925, S. 291.

¹⁹ Akt DE-1992-BES-738 im Stadtarchiv München, Antwort der Friedhofsinspektion auf Zuschrift des Bezirksamts Karlsruhe vom 21.03.1877.

²⁰ Statuten des Frommenvereins von 1843, § 19-24. Die tote Person konnte auch erst im Sterbehaus abgeholt und im Leichenhaus auf dem Friedhof gewaschen und bewacht werden bis zur Beerdigung (§ 30).

Dienste des Frommenvereins gingen also über die eines Beerdigungsunternehmens hinaus, weil der Verbund durch seine Anwesenheit im Haus eines Sterbenden und nach dem Tod in der Trauerwoche die Angehörigen auch spirituell unterstützte. Nicht ohne Stolz stellte Rabbiner Ehrentreu 1906 fest „daß unsere חברה bezüglich ihrer Leistungen von keiner anderen erreicht, geschweige denn übertroffen wird.“²¹

Archivdokumente privater Herkunft wie der hier vorgestellte Brief sind besonders individuelle und differenzierte Momentaufnahmen aus einer vergangenen Zeit. Für die Lokal- und Alltagsgeschichte sind sie daher neben der amtlichen historischen Überlieferung eine wichtige Quellengattung. Zwar dürfen wir diese kleinen Ausschnitte nicht für das ganze Bild halten. Es ist ohne weiteres vorstellbar, dass Abraham Fränkel und Samson Oberndörffer jahrzehntelang gut miteinander auskamen und der Konflikt um die Stiftung zum Andenken an seine verstorbene Frau ihre einzige Auseinandersetzung war. Dennoch bereichern Ego-Dokumente die Geschichtswissenschaftler*innen mit einzigartigen, weil nicht generalisierenden, Rechercheanstößen. Daneben geben diese Momentaufnahmen anschauliche Beispiele für allgemeinere Entwicklungen des jüdischen Lebens in deutschen Staaten im 19. Jahrhundert. Der Brief Abraham Fränkels kann als Stichprobe für eine Zeit stehen, in der Hebräischkenntnisse unter jüdischen Männern noch vorausgesetzt werden konnten – auch wenn Fränkel wegen seines Vorbeteramts vermutlich über einen größeren Schatz verinnerlichter hebräischer Phrasen und Verse der jüdischen Traditionsliteratur verfügte als seine Zeitgenossen.

BILDNACHWEIS
Stadtarchiv München,
Signatur DE-1992-
JUD-V-32-5

²¹ Ehrentreu: Geschichte der Chewra Kadischa, S. 38. Hatte 1931 das 125-jährige Jubiläum des Vereins für Krankenpflege, Bestattungswesen und religiöse Belehrung noch ein Echo in der Münchner Presse gefunden, löste er sich in der NS-Zeit zwangsläufig auf. Am Freitag den 2. Mai 1947 gründeten 9 Personen, darunter Dr. Julius Spanier, den Verein neu (Staatsarchiv München, Amtsgericht München, Registergericht 49945).

HEFT 2 • 2023
MÜNCHNER BEITRÄGE
ZUR JÜDISCHEN
GESCHICHTE UND KULTUR

Ittai Joseph Tamari

Die Drugulin-Hebräisch-Inschriften in der Hauptsynagoge Ohel-Jakob in München

1. Hebräische Schrifttypen

1 Der Toraschrein an der östlichen Wand der Hauptsynagoge. Die hier aufgeklappten Türen weisen an den Innenoberflächen die Anfangswörter der Zehn Gebote auf; oben steht der Akawja ben Mahal'el zugeschriebene Spruch: „Wisse, vor wem du stehst“, Mischna, Sprüche der Väter, 3,1. Dieser Spruch, welcher zur Selbstaufmerksamkeit und -beherrschung auffordert, etablierte sich als Inschrift auf und über Kantorenpulten, Toraschreinen und als Teil der Liturgie der Begräbniszereemonie.



Die hebräische Schrift ist ihrem Wesen nach untrennbar verbunden mit der jüdischen Überlieferung und zugleich ein kontinuierlich lebendiges Kulturgut von über zweieinhalb Jahrtausenden. Sie wurde stets zur Niederschrift der Bibel, der Mischna und des Talmuds sowie der umfassenden Bandbreite an Begleitkommentaren und Begleitschrifttum verwendet. In den weltlichen Bereichen kam dieser Schrift nicht zuletzt durch ihre Verwendung in den vielen sogenannten „Judensprachen“ (wie zum Beispiel Ladino, Jiddisch, Judäo-Arabisch) ebenfalls eine hohe kulturelle Bedeutung zu. Die Benutzung der hebräischen Druckschrift in der Münchener Synagoge Ohel-Jakob übersteigt die bloße Verwendung einer zur Verfügung stehenden Schriftsprache, denn sie vermittelt dem Betrachter darüber hinaus kulturhistorische Bezüge und Anspielungen auf signifikante gedruckte Formate und Gattungen der jüdischen Literatur.

Auf der imposanten Eingangsbronzetür dieses jüdischen Gotteshauses im Zentrum Münchens treten die ersten zehn

hebräischen Buchstaben in einer Frank-Rühl-Druckschriftversion¹ hervor; im Innenraum ist Drugulin-Hebräisch eingraviert. Somit akzentuieren zwei hebräische Druckschrifttypen deutscher Herkunft auf dreidimensionale Weise den Unterschied zwischen Außen und Innen an und in der Hauptsynagoge: Äußerlich versus innerlich; erhaben, laut und weltlich versus versunken, still und inwendig.

Beim Betreten der Hauptsynagoge Ohel-Jakob fallen sofort diese großen, gefrästen und vergoldeten hebräischen Inschriften ins Auge, die im Vor- und im Innenraum die Wände über den Köpfen der Beobachter zieren. In der sonst strenggehaltenen klaren Architektur des Interieurs ziehen diese Inschriften das Augenmerk der Betenden und Besucher auf sich und strahlen zugleich eine verhaltene Würde aus. Die Auswahl dieser besonderen Druckschrift zur Verwendung an den Wänden und ihre Entstehung werden im Folgenden thematisiert.²

2. Charakteristika der Inschriften

Die Inschriften, ob als einzelne Wörter in Gruppen zusammengestellt oder als Bibelzitat über die gesamte Wandbreite entlang gedehnt, bilden mit der warmbraunen Verkofferung als ihrem Hintergrund und der Wand- und Bodentäfelung aus rau gemeißelten beziehungsweise glattgeschliffenen, hellgelben Kalksteinplatten aus dem Judäischen Bergland eine enggeschlossene, strenge und zugleich zurückhaltende Gestaltungseinheit. Beide Bauelemente bestehen aus großen, rechteckigen, übereinstimmend proportionierten Modulen. Aus diesem harmonischen Bild, in welches sich auch die Bestuhlung mit Libanon-Zedern-Furnier einfügt, ragen die Inschriften als auffälligste Komponente hervor.

Die Grundschrift der Inschriften ist eine digitale Form (Post-Script)³ der historischen Drugulin-Hebräisch-Druckschrift, deren

¹ 1908 bei C. F. Rühl Schriftgießerei in Leipzig erschienen. Vgl. dazu: Ittai Joseph Tamari: Rafael Frank und seine hebräischen Druckschriften. In: Manfred Unger, (Hg.): *Judaica Lipsiensia: Zur Geschichte der Juden in Leipzig*. Leipzig 1994, S. 70–78.

² An dieser Stelle sei für ihre freundliche Unterstützung Frau Isabell Sickert (Deutsche Nationalbibliothek, Deutsches Buch- und Schriftmuseum/Museumlesesaal), Frau Galia Richler-Grebler (Israelische Nationalbibliothek), Frau Iris Hakak-Marsh und Herrn Hans-Peter Gruber (beide vom Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland) herzlich gedankt.

³ 1991–94 brachte die Firma Elsner+Flake Type Consulting unter Mitwirkung des Verfassers dieses Beitrags insgesamt 60 Schriften aus zwölf Familien der historisch wichtigen hebräischen Schriftzeichen im PostScript-Format



2 Der Stammmname Josef aus der Gruppe der zwölf Stämme, auf der westlichen Wand eingraviert. Gut erkennbar sind die betonten horizontalen beziehungsweise leicht schrägen, nach links oben gerichteten und zugespitzt endenden Schriftstriche. Die vertikalen Schriftstriche sind hier anstatt ihrer ursprünglichen länglich verzögerten Rhomboidenformen mit moderatem weichen Strichstärkeverlauf gut ausgeglichen, wobei die Buchstaben nichts von ihren Eigenschaften einbüßen und gut lesbar bleiben.

weiterverzweigte Versionen noch bis heute Verwendung finden. Die in der Hauptsynagoge Ohel-Jakob in München verwendete Variante ist nah am Original angelehnt und gibt den typischen Charakter des aschkenasischen Druckschriftstils im modernen typographischen Umfeld (Mitte des 19. Jahrhunderts) wieder.

3. Entstehung und Bedeutung der Drugulin-Hebräisch-Druckschrift

Die Herkunft der Drugulin-Hebräisch-Druckschrift ist mit hoher Wahrscheinlichkeit in den Beständen deutscher Schriftgießereien zu sehen. Da seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Auflösungen und Übernahmen von Schriftgießereien zunahmen, liegt die Vermutung nahe, dass die Matrizen des Drugulin-Hebräisch aus dem Bestand der Schriftgießerei, Stereotypengießerei und Buchdruckerei Friedrich Nies in Leipzig stammen,⁴ die im Jahr 1868 in den Besitz der 1829 in Leipzig gegründeten Schrift- und Buchdruckerei W[ilhelm Eduard] Drugulin überging. Letztere erlangte wegen ihrer immensen Fremdsprachenmatrizensammlungen Bekanntheit, vor allem ihrer orientalischen.⁵ Dort waren fachkundige Schriftschneider damit beschäftigt, neue sowie bestehende Matrizen instand zu setzen, eventuell fehlende beziehungsweise defekte einzelne Matrizen und Schriftgrößen zu ergänzen und für den Gesamtbestand eines jeweiligen Matrizen-Korpus das Schriftbild auszurichten und zu standardisieren.⁶ Die immer umfangreicheren

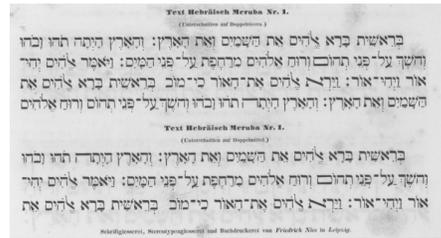
heraus, um diese Schrifttypen wieder allgemein zugänglich zu machen.

⁴ Vgl. Proben aus der Schriftgießerei, Stereotypengießerei und Buchdruckerei von Friedrich Nies in Leipzig. Erstes Heft, Leipzig 1835, S. 52–59 (nicht nummeriert, Seitenangabe nach eigener Zählung).

⁵ Als Beispiel sei hier das Prachtexemplar aus der Gattung der Druckschriftmusterbücher erwähnt: Egbert Johannes Baensch-Drugulin (Hg.): Marksteine aus der Weltliteratur in Originalschriften. Zur Erinnerung an das fünfhundertjährige Geburtsfest des Altmeisters Johannes Gutenberg, erschienen im Jahre MCMII im Verlage der Offizin W. Drugulin in Leipzig, Leipzig 1902. Das großformatige Buch wurde in zwei Bereiche geteilt, zum einen in 13 rechts beginnende und zum anderen in 21 links beginnende Beiträge. Die verschiedenen Druckschrifttypen umfassen Estrangelo, Hieroglyphen, Keilschrift, Siamesisch und dergleichen. Hier sind diese wenig bekannten Schriftsprachen mit eigens vorbereiteten Texten in einer beispielhaften Gestaltung von Ludwig Sütterlin wiedergegeben.

⁶ Vgl. Einführung. In: Theo Neteler: Die Offizinen W. Drugulin und Haag-Drugulin, Philobiblon 36 (1992), Heft 1, S. 27–52; Julius Rodenberg: Deutsche Pressen, eine Bibliographie. Wien u. a. 1925, S. 218. Hebräische Druck-

Schriftmusterbücher der jeweiligen Schriftgießereien boten eine reichhaltige Auswahl an Druckschriftbeispielen. Dies bedeutete einen zeit- und kräftezehrenden Aufwand für die Drucker, deren Gewerbe ohnehin unter einem starken Leistungsdruck stand, wie er angesichts der heutigen digitalen Varianten der Bleiletttern kaum vorstellbar ist. Die außerordentliche Leistung der Schriftgießerei W. Drugulin in Bezug auf die aschkenasischen Quadratdrucklettern ist nicht zuletzt in der Sammlung und der erst daraus resultierenden Vergleichbarkeit der verschiedenen Matrizen zu sehen, die sie von Druckereien und Schriftgießereien aus dem Osten Europas aufkaufte. Dort befand sich das Zentrum, der größte Markt für hebräisch-schriftliche Drucke sowohl für religiöse als auch für weltliche Bereiche.⁷ Mit den sich herauskristallisierenden neuen Interpretationen dieser älteren Vorlagen wurde das Drugulin-Hebräisch zu einer modernen (aus dem Ende des 19. Jahrhunderts stammenden) aschkenasischen Quadratdruckletter mit erkennbaren, raffinierten osteuropäischen Wurzeln. Im Laufe der Zeit wurden hebräische Buchstaben in verschiedenen Stilen und Arten etabliert. Hierfür ist die aschkenasische (west- und zentraleuropäische) Quadratschrift, welche bereits im hohen Mittelalter ihre ausgereifte Form erreichte, von großer Bedeutung. Die Exemplare dieses Handschriftenstils weisen – anstelle der vertikalen – klar betonte horizontale Schriftstriche



3 Aschkenasische Quadratschrift.
Aus: Proben aus der Schriftgießerei, Stereotypengießerei und Buchdruckerei von Friedrich Nies in Leipzig. Leipzig 1835 (vgl. Anm. 4). Original: Deutsche Nationalbibliothek, Museumslesesaal: B:Cba 83,1. Diese Druckschrift wird später in das reichhaltige Matrizenarsenal der Firma W. Drugulin aufgenommen (vgl. Abb. 4), dort justiert und ausgeglichen. Die extremen Unterschiede zwischen horizontalen und vertikalen Schriftstrichen sind klar erkennbar.

schriften erschienen bereits in den Schriftproben der Firma W. Drugulin aus dem Jahr 1872. Zunächst waren die Schrifttypen weder ausgeglichen noch feinjustiert. Im Jahr 1929 (damals hieß das Unternehmen Offizin Haag-Drugulin) sind sämtliche hebräisch-schriftlichen Druckschriften perfekt justiert. Im Katalog aus dem Jahr 1953 (nach dem Zweiten Weltkrieg hieß die Firma vorübergehend Volkseigener Betrieb Offizin Haag-Drugulin und wurde anschließend, im Jahr 1954, in Offizin Andersen Nexö umbenannt) verschwanden das Hebräische sowie weitere Fremdsprachen völlig. Der Verbleib des hebräischen Schriftmaterials ist ungeklärt.

⁷ Bekannte Druckorte sind unter anderem Lublin, Kraków, Brzeg Dolny (deutsch: Dyhernfurth), Fürth, Sulzbach, Slavuta, Warszawa und Frankfurt an der Oder. Als illustrierendes Beispiel für die auffallend hohe Nachfrage nach Talmuddrucken lässt sich der letztgenannte Druckort heranziehen. In der Universitätsstadt an der Oder finanzierte Issachar Berend (Bermann Segal) Lehmann (23.4.1661 Essen – 9.7.1730 Halberstadt), der Hofjude von August dem Starken (12.5.1670 Dresden – 1.2.1733 Warszawa), die erste Ausgabe des dortigen Talmuds in zwölf Bänden mit einer Auflage von 1500 Exemplaren, um sie vor allem unter den bedürftigen jüdischen Gelehrten aus der Gegend kostenlos zu verteilen. Siehe dazu auch: Ittai Joseph Tamari: Das Volk der Bücher. Eine Bücherreise durch sechs Jahrhunderte jüdischen Lebens. München 2012, S. 73, Abb. 41.



4 Aschkenasische Quadratschrift.
Aus: Proben aus der Schriftgießerei und Buchdruckerei von W. Drugulin in Leipzig, Leipzig 1872.
Original: Deutsche Nationalbibliothek, Museumslesesaal: B:BöBIII211/4°. Abgebildet sind – wie in Abb. 3 – die ersten Sätze aus dem Anfang des Buches Genesis. Beide Proben basieren wahrscheinlich auf demselben frühen Schriftmaterial. Auch hier sind die Lettern noch nicht ausgeglichen.

5 Beispiel aus dem ersten Schriftmuster der Frank-Rühl-Type.

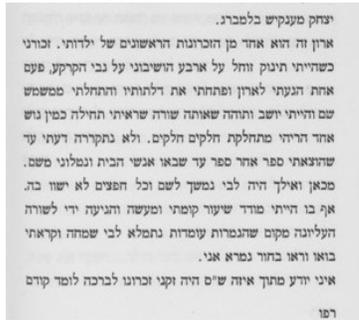
auf. Gleichzeitig nehmen schräge beziehungsweise vertikale Schriftstriche die Form von verzierten, langgezogenen Rhomboiden an, die man mit einer schräg geschnittenen Gänsekielfeder zu schreiben pflegte. Diese Eigenschaften, nämlich die handschriftlichen Ursprünge, wurden im Druck – analog zum Entwicklungsprozess der lateinischen bleiernen Gefährten – zumindest ansatzweise beibehalten. Während die Drugulin-Hebräisch-Druckschrift ihren handschriftlichen aschkenasischen Ursprung beibehielt, war dies bei der modernen Neuschöpfung der Frank-Rühl-Schrift nicht der Fall. Ihre ursprünglich

sephardische Erscheinungsform – vor allem die gleichmäßige Schriftstrichstärke – wurde abgerundet und abgeschwächt. So entstand eine Art „neutrale“ Druckschrift, die bis heute am häufigsten für hebräisch-schriftliche Texte verwendet wird, da sie frei von historischen Attributen ist. Das Drugulin-Hebräisch wirkt heutzutage dagegen historisierend, gar veraltet. Allerdings verkörpert sie eine authentische Reminiszenz an aschkenasische Schriftkultur, wie sie im 19. Jahrhundert in neuem Gewand, nach allen geltenden Regeln der modernen typographischen Kunst, dem Buchdruckgewerbe vorgestellt wurde.



In den Schriftmusterbüchern mehrerer Druckanstalten sind die hebräischen Drucklettern ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr präsent. Das Interesse an hebräisch-schriftlichen Texten wuchs; sowohl jüdische als auch nichtjüdische Unternehmer erblickten darin ein Verkaufspotenzial. Am Ende des 19. Jahrhunderts haperte es bei den verschiedenen Letterntypen des hebräischen Alphabets jedoch an der Lesbarkeit; die Ursache lag vor allem darin, dass über lange Zeiträume hinweg ältere Kopien übertragen worden waren, ohne dabei wesentliche Formverbesserungen am Schriftbild vorzunehmen. Hinzu kam, dass das Schriftbild der jeweiligen hebräischen Lettern von der umgebenden typographischen Kultur geprägt war; es verlor zunehmend seinen ursprünglichen Charakter und passte sich dem lateinischen Umfeld an. Bei der Drugulin-Hebräisch-Druckschrift, in manchen Schriftmusterbüchern auch Meruba

(hebräisch für Quadrat) genannt, ist die Lesbarkeit jedoch gut erhalten geblieben. Die handschriftlichen Merkmale traten zwar durch den Einfluss der umgebenden nichthebräischen Druckschriftkultur in den Hintergrund, wurden aber dennoch zu einer modernen, gut lesbaren aschkenasischen und vor allem stilistisch inspirierenden Druckschriftvorlage.⁸



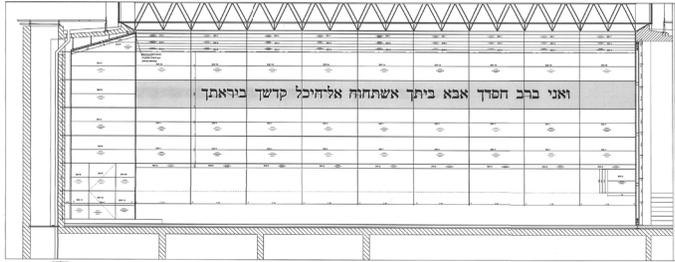
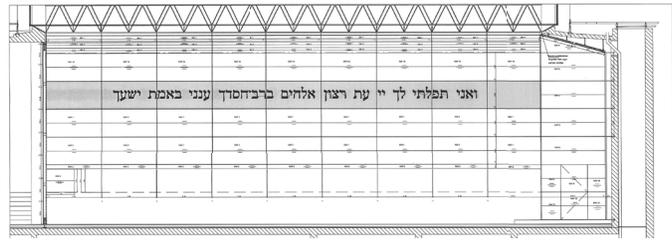
4. Schlusswort

Die Ausführung der groß angelegten Drugulin-Hebräisch-Inschriften in den Räumen der Hauptsynagoge Ohel-Jakob mitten in München ist eine äußerst gelungene Umsetzung einer ganz besonderen Druckschriftform. Die präzise Linienführung überzeugt nicht nur als Brotschrift im Buch, sondern insbesondere auch mit ihren über zwanzig Zentimeter großen Buchstaben einer langen Inschriftenzeile. Die Inschriften entfalten im Gebetsraum ein inniges, einträchtiges, jedoch deutlich präsenten Dasein. Sie bieten den angemessenen Rahmen für Nachdenklichkeit und Rückbesinnung, auch ohne genaue Entzifferung der Texte. Letztlich bleiben sie ihren physischen Merkmalen treu: Eine aschkenasische Schrifttradition, gegenwärtig und sorgsam umhüllt. Mit der Kombination deutscher typographischer Handwerkskunst auf höchstem Niveau mit osteuropäischen hebräisch-schriftlichen buchkulturellen Wurzeln erinnern diese Textzeilen an die Neuentstehung jüdischen Lebens im schwer zerstörten München nach der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft. Dieser Neuanfang wurde

⁸ Aus diesem Grund entschied der jüdische Autor und spätere Literaturnobelpreisträger Schmu'el Yosef Agnon (1888–1970), die erste Ausgabe seiner vierbändigen *Gesammelten Schriften* in Hebräisch, die im Berliner Schocken-Verlag 1931 erschien, in Leipzig bei W. Drugulin aus seiner Handschrift drucken zu lassen. Die Aufmachung der Bände ist schlicht gehalten und besteht ausschließlich aus Drugulin-Hebräisch-Schrift. Vgl. Abb. 6: Doppelseite aus der Kurzgeschichte aus dem 3. Band: ה'ש"ס של זקני. Die späteren Ausgaben der Werke Agnons kamen nach dem Zweiten Weltkrieg in Israel im Schocken-Verlag heraus, wurden aber aus der Frank-Rühl-Schrift gesetzt, da für die Drugulin-Hebräisch-Druckschrift keine geeignete Version für die Linotype-Zeilensetzmaschine vorhanden war.

6 Ein Auszug aus dem 3. Band der Gesammelten Werke Schmu'el Joseph Agnons (vgl. Anm. 8). Hier: Der Scha"n meines Großvaters s. A., S. 176–177. Original: Deutsche Nationalbibliothek, Museumslesesaal: L:1932A6389-3. Diese Kurzgeschichte handelt von der Initiation eines Kleinkindes in die Welt der Bücher. Diese Thematik stellt für den Literaturnobelpreisträger zusammen mit den darin zum Ausdruck gebrachten typographischen Idealen den roten Faden seines Daseins dar, welcher in dieser Ausgabe seine vollendete Form findet. Die darin erwähnte Talmudausgabe wurde bei Awraham Jitzchak Menkes 1861 in Lwiw gedruckt. Damit schließt sich thematisch und visuell ein Kreis, der mit der enormen Ausbreitung hebräisch-schriftlicher Drucksachen in Osteuropa Ende des 18. Jahrhunderts – vor allem mit mehreren Ausgaben und Auflagen des Talmuds – begonnen hatte. Der Wilnaer Talmud, der 1880–1886 bei der Witwe und Gebrüder Rom herausgegeben wurde, stellt die Krönung dieser Druckerleistung dar. Die dabei verwendete Drucktype Drugulin-Hebräisch stützt sich auf die osteuropäischen hebräischen Quadratdruckschriften aus dieser Ära. Unterschiede zwischen horizontalen und vertikalen Schriftstrichen sind klar erkennbar.

7 Diese Skizze der Nordwand in der Hauptsynagoge zeigt das Zitat aus Psalmen 96,14, mittig eingraviert: „Ich aber, mein Gebet gilt dir, o Ewiger, zur Zeit der Huld; Gott, in der Fülle deiner Liebe erhöre mich mit deiner treuen Hilfe.“ Daran ist erkennbar, wie der Verlauf des Schriftzuges genau spationiert werden musste. Buchstaben und Wörter sollten ununterbrochen erscheinen, ohne an den Rändern der Zedernholzkassetten verschnitten zu werden, um den Lesefluss und -rhythmus einzuhalten. Quelle: Vom Autor erstellte Vorlage für die CNC-Fräsung der Furnierverkoferung.



8 Auch gegenüber, auf der Südwand der Hauptsynagoge, wurde ein Zitat eingraviert: „Ich aber, in der Fülle deiner Anmut trete in dein Haus, fall hin nach deinem heiligen Tempel in Furcht vor dir.“ Psalmen 5,8. Hier wurden zehn Wörter ausgeglichen gesetzt, was besonders der Vergleich mit der Nordwand mit zwölf Wörtern zeigt. Die Unterschiede in der Zeilenlänge sind kaum bemerkbar, beide Zeilen wirken gleichmäßig und ausgeglichen.

vor allem durch die Anstrengungen abertausender jüdischer Displaced Persons ermöglicht, die der Feindseligkeit im kriegsversehrten Osteuropa entflohen waren und im vom Nationalsozialismus befreiten München wieder ins Leben zurückfanden. Und wie es treffend am Ende des Prophetenbuches *Mal'achi* (3,20) heißt: „Euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, wird eine Sonne des Rechtssieges aufgehen, mit Heilung an euren Flügeln, und ihr werdet ausziehen, hüpfen wie die Kälber auf der Koppel.“ – Diese Sonne ist in Goldfolie in die Münchner Synagogenwände eingeprägt, als Zeichen von Dankbarkeit, Frohsinn und Zuversicht.

9 und 10 Die Inschriften der Nordwand (oben) und Südwand (unten).

BILDNACHWEIS
Abb. 1, 2, 7, 8 Ittai Joseph Tamari
Abb. 3-4 DNB Leipzig
Abb. 5 Schriftgießerei C. F. Rühl, Leipzig, ab 1924
H. Berthold, Berlin
Abb. 9-10: Israelitische Kultusgemeinde München und Oberbayern, 2023

Sarah Lemaire

Der Pijjut *Unreine Erde ist die Stadt der Götzenpriester* (ארץ לא מטהרה עיר הכמרים)¹

Schon bald nach der Gründung Münchens im Jahre 1158 ließen sich Juden dort nieder. Zwar war die jüdische Gemeinde in München kleiner als die der Kathedralenstädte Regensburg oder Augsburg, doch könnte es bereits im 13. Jahrhundert eine Synagoge gegeben haben. Davon zeugen die zwei frühesten Erwähnungen: 1229 wird in einer Regensburger Urkunde „Abraham von Munichn“ genannt.² Die nächste Erwähnung der Münchner Gemeinde ist dann bereits eine Schreckensmeldung: 1285 fand das erste Pogrom gegen die jüdischen Münchner statt, denen ein Ritualmord anlässlich des Pessachfestes vorgeworfen wurde. Von diesem Pogrom zeugt das Martyrologium im Memorbuch von Nürnberg:³ Am Freitag, den 12. Oktober 1285,⁴ wurden die Juden, denen man vorwarf, ein christliches Kind ermordet zu haben, in München verfolgt. Sie flüchteten sich in das obere Stockwerk der Synagoge, die angezündet

¹ Mein großer Dank gilt Frau Dr. Eva Tyrell (Kulturreferat der Landeshauptstadt München, Jüdische Geschichte) und Herrn Prof. Dr. Stefan J. Wimmer (Fachreferent für Hebraica und Alter Orient an der Orient- und Asienabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek), durch den ich erst von der Existenz dieses Pijjut erfahren durfte, für ihren fachkundigen Rat und ihre lichtbringende Hilfe bei der teilweise dunklen Übersetzung des Pijjut.

² Rainer Barzen: Anfänge im Mittelalter. In: Richard Bauer/Michael Brenner (Hg.): Jüdisches München, München 2006, S. 21-38. Siehe auch den folgenden Artikel: Stefan Jakob Wimmer: Abraham der Municher, de Municha, Munichn oder Münchin? In: Blätter Abrahams. Beiträge zu religionsgeschichtlicher Forschung und interreligiösem Dialog 21 (2021), S. 57–65.

³ Das Memorbuch von Nürnberg enthält vor allem Namenslisten und besteht aus drei Teilen. Der Nekrolog I listet Spender und Verstorbene der Nürnberger Gemeinde aus den Jahren 1280 bis 1349 auf, der Nekrolog II diejenigen aus den Jahren 1373-1392. Das Martyrologium zählt die Daten, Orte und Namen der Opfer von den Judenverfolgungen der Jahre 1096-1349 im aschkenasischen Raum auf. Der erste Schreiber des Martyrologiums war Isaak von Meiningen, vgl. Siegmund Salfeld (Hg.): Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches. Berlin 1898, S. XIII-XV.

⁴ Dieses genaue Datum stammt aus dem Memorbuch von Nürnberg. Dort wird das Datum nach der jüdischen Zeitrechnung angegeben: „12. Marcheschwan, 6. Tag (der Woche), (Jahr) 46 des 6. Jahrtausend ה'י"ב במרחשון יום ו' מו לאלף הששי“, vgl. Salfeld: Martyrologium (wie Anm. 3), S. 21. Das Pogrom fand also etwa ein halbes Jahr nach dem Pessachfest statt.



Eintrag im Memorbuch Nürnberg zum Pogrom in München, 1285.

wurde.⁵ 68 jüdische Münchnerinnen und Münchner verbrannten.⁶ Neben mehreren christlichen Quellen, die die Opferzahlen mit 132 oder gar 180 weit höher angeben,⁷ existieren noch zwei weitere jüdische Textzeugen, nämlich Pijjutim. Bei einem Pijjut handelt es sich um eine poetische Einschaltung in die Gebete des Synagogengottesdienstes. Der Name Pijjut kommt vom griechischen ποιητής „Dichter“. Trotzdem waren Pijjutim ausschließlich in hebräischer Sprache verfasst. Pijjutim entstanden ab dem 4./5. Jahrhundert d. Z. in Palästina und verbreitete sich von dort bald in allen jüdischen Gemeinden, auch in Europa. In der *Germania Judaica* II, 558 n.8. wird auf die

beiden Pijjutim, die sich auf das Pogrom von München 1285 beziehen, verwiesen:

Der erste Pijjut *Ana ha-Schem Elohej ha-schamajim* (אנא ה' אלהי השמים) stammt von Chajim ben Makhir aus Regensburg. In diesem Pijjut werden die Münchner Opfer des Pogroms von 1285 beklagt.⁸

⁵ Ob die Münchner Gemeinde im Jahr 1285 schon eine Synagoge hatte, wird in der Forschung kontrovers diskutiert: Die jüdischen Quellen sprechen eindeutig von einer Synagoge, die angezündet wurde. In nicht-jüdischen Quellen wird nur erwähnt, dass die Juden in einem Zimmer in einem Gebäude verbrannten, vgl. Barzen: Anfänge im Mittelalter (wie Anm. 2), S. 23. Da man anhand der hohen Opferzahlen des Pogroms von 1285 von einer größeren Gemeinde ausgehen kann, ist es doch wahrscheinlich, dass diese Gemeinde eine Synagoge oder zumindest eine Betstube unterhielt.

⁶ Salfeld: Martyrologium (wie Anm. 3), S. 21 (hebräischer Text) und S. 146f (in deutscher Übersetzung). Zu dieser Aufzählung der Münchner Juden erschien letztes Jahr ein Artikel: Stefan Jakob Wimmer: Ein Handzeichen, ein Namensmal. Hebräische Quellen zu den jüdischen Münchnerinnen und Münchnern im Mittelalter. Teil I: Aus dem Martyrologium des Nürnberger Memorbuches (zu 1285). In: Blätter Abrahams. Beiträge zu religionsgeschichtlicher Forschung und interreligiösem Dialog 22 (2022), S. 27–36.

⁷ Scheinbar sind einige Jahre nach dem Pogrom von 1285 wieder Juden nach München zurückgekehrt. Denn 1315 regelte Ludwig der Bayer die Rechtsverhältnisse zwischen Münchner Juden und Christen nach dem Vorbild der Stadt Augsburg. Nachdem 1346 der nächste Ritualmordvorwurf gegen die Juden folgte, der von Kaiser Ludwig abgewendet werden konnte, wurden die Münchner Juden 1349 aus München vertrieben, siehe: Barzen: Anfänge im Mittelalter (wie Anm. 2), S. 29f.

⁸ *Germania Judaica*, Band II: Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Tübingen 1968. Der Text der beiden Pijjutim findet sich in: Abraham Me'ir Haberman: ספר גזירות אשכנז וצרפת, Jerusalem 1971 (Nachdr.), S. 198-202.

Der andere Pijjut *Erez lo meʔohara ʿir ha-kemarim* (ארץ לא (מטהרה עיר הכמרים), der im Weiteren endlich seine erste publizierte Übersetzung erhält, stammt von einem anonymen Dichter⁹ und bezieht sich ebenfalls auf das Pogrom von München von 1285. Der einzige Textzeuge dieses Pijjut ist der Machsor Saloniki von 1555.¹⁰ Im 13. Jahrhundert flüchteten viele Juden aus Deutschland, Italien und Frankreich nach Thessaloniki, ließen sich dort nieder und pflegten weiterhin ihre von zuhause mitgebrachten Gebetstraditionen.¹¹ Daher handelt es sich beim Machsor Saloniki um ein seltenes Gebetsbuch nach dem aschkenasischen Ritus, das viele Pijjutim enthält, die von den Judenverfolgungen im 13. und 14. Jahrhundert in Deutschland zeugen. Im Pijjut werden mindestens acht der 68 Namen, die das Martyrologium aufzählt, genannt.

Hinsichtlich der Pijjutgattung handelt es sich bei *Erez lo meʔohara ʿir ha-kemarim* um eine Kina. Dieser Begriff bezeichnet in der Bibel eine Totenklage. Im Talmud wurden dann die Klagelieder aus der Bibel Kinot genannt. Die Pijjutgattung der Kinot schildert Verfolgungen und Martyrien und wird am Trauertag 9. Aw in der Synagoge vorgetragen.¹² Vor allem in der Schreckenszeit der Kreuzzüge (ab 1096) und der Pest entstanden zahlreiche Kinot im aschkenasischen Raum, die die Verfolgungen und das Martyrium der jüdischen Gemeinden schildern.¹³

Der Aufbau des Pijjut *Erez lo meʔohara ʿir ha-kemarim* ist kunstvoll gestaltet: Er besteht aus 11 Strophen zu je 3 Versen.

⁹ Im Machsor Saloniki, der uns den Pijjut „*Erez lo meʔohara ʿir ha-kemarim*“ überliefert hat, findet sich eine Selicha, die in einigen Quellen einem Dichter namens Oschrago zugeschrieben wird, siehe: Elisabeth Hollender: Die Erinnerung an die Frankfurter Verfolgungen von 1241 in der Liturgie. In: D. Weltecke/J. Christophersen (Hg.): Die verlorene Mitte. Frankfurt 2021, S. 28-30. Bei dem Vater des gelehrten Schemarja (החבר ר' שמריהו בן הרב ר' ישראל), der Opfer des Münchner Pogroms von 1285 wurde, könnte es sich um Israel ben Urschrago handeln, siehe: Salfeld: Martyrologium (wie Anm. 3), S. 373. Der Name Oschrago ähnelt Urschrago doch sehr und ist außerdem selten. Vielleicht stammt auch der Pijjut *Erez lo meʔohara ʿir ha-kemarim* von Oschrago, alias Israel ben Urschrago, der seinen Sohn, seine Schwiegertochter und seine Enkel bei dem Münchner Pogrom verloren hatte.

¹⁰ Haberman, S. 198. Ein Exemplar dieses seltenen Drucks befindet sich in der British Library unter der Signatur Asia, Pacific & Africa C.50*b.4.

¹¹ Isidor Singer, Isaac Broydé, Joseph Jakobs: Art. „Salonica“. In: Isidore Singer, Cyrus Adler (Hg.): The Jewish Encyclopedia: A Descriptive Record of the History, Religion, Literature, and Customs of the Jewish People from the Earliest Times to the Present Day, Bd. 10. New York und London 1916, S. 658-660.

¹² Ismar Elbogen: Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung, Hildesheim 1995, S. 229-231.

¹³ Leo Trepp: Der jüdische Gottesdienst. Stuttgart 2004, S. 224f.

Die Versanfänge der ersten beiden Verse jeder Strophe bilden ein alphabetisches Akrostichon. Der dritte Vers jeder Strophe ist ein Bibelzitat, außer in der ersten und letzten Strophe. Innerhalb einer Strophe liegt ein Endreim vor (aaa bbb ccc ...). Inhaltlich ist *Erez lo meʿohara ʿir ha-kemarim* zweigeteilt: Der 1. Teil (Strophen 1-5) dreht sich thematisch um das Martyrium der Münchner Juden im Feuer, wobei in der ersten Strophe der Ort und die Ritualmordlegende poetisch angedeutet werden. Dann folgt die Erwähnung des größten Teils der Namen in Strophen 2 und 3. Die Strophen 4 und 5 beschreiben dann den grausamen Tod der Märtyrer im Feuer. Strophe 6 steht wie ein Scharnier zwischen den beiden Teilen im Zentrum und enthält eine Drohansage an die Täter. Im 2. Teil (Strophen 7-11) geht es um das Gedenken mit einer weiteren Namensnennung (7-8) und die Rache (9-10). Den Abschluss in Strophe 11 bildet ein poetisches Bild des himmlischen Jerusalems, das die Märtyrer als brennende Mauer schützend umgeben.

ארץ לא מטהרה עיר הכמרים

Unreines Land¹⁴ ist die Stadt der Götzenpriester¹⁵.

¹⁴ Die Anfangsworte des Pijjut ארץ לא מטהרה sind ein Bibelzitat aus Ez 22,24. Dort wird Jerusalem als „unreines Land“ bezeichnet. Bei „unreines (Land)“ handelt es sich nicht um das bloße Adjektiv טהור mit der Verneinung לא sondern um das Partizip Piʿel von derselben Wurzel, das eigentlich mit „nicht reingemachtes (Land)“ oder „nicht geläutertes (Land)“ übersetzt werden müsste. In der Rede des Propheten Malachi Mal 3,3 wird deutlich, dass מטהר sowohl das Reinmachen im kultisch oder moralischen Sinn durch Buße als auch das Läutern von Metall bedeuten kann: וישב מצרף ומטהר כסף וטהר את־בני־לוי וזקק אתם כזהב וכסף והיו ליהוה מגישי מנחה בצדקה Und Er (Gott) wird sich hinsetzen und Er wird das Silber schmelzen und rein machen. Und Er wird die Söhne Levis rein machen und sie läutern wie Gold und Silber. Und sie werden dem Herrn Gaben in Gerechtigkeit darbringen. Alle in den Fußnoten zitierte Bibelstellen stammen aus BHS (Biblia Hebraica Stuttgartensia, (=5. verbesserte Auflage), Nördlingen 1997.

¹⁵ Dass München seinen Namen von den Mönchen erhielt, die sich von den Klöstern am Tegernsee oder in Freising etwa im 8. Jahrhundert am Petersbergl niederließen, gilt heute nicht mehr als gesichert. Doch der Name „München“ bzw. „Munichen“ geht ohne Zweifel auf „Mönche“ zurück, vgl. Lorenz Maier: Vom Markt zur Stadt – Herrschaftsinhaber und Führungsschichten 1158 bis 1294. In: Richard Bauer (Hg.): Geschichte der Stadt München. München 1992, S. 14. München als „Stadt der Götzenpriester“, also der christlichen Mönche, zu umschreiben ist sehr stimmig. Außerdem könnte hier eine Anspielung auf den weiteren Kontext des oben zitierten Bibelverses vorliegen. In Ez 22,26 tauchen nämlich neben dem Gegensatzpaar rein/unrein בין־טהמ לטהור, mit dem auch im Pijjut gespielt wird, die Priester, die dort zwar als כהנים bezeichnet werden und nicht als „Götzenpriester כמרים“ wie im Pijjut, auf: Seine Priester (כהניה) haben meiner Weisung Gewalt angetan und entweiht, was mir heilig war; zwischen heilig und nicht heilig haben sie nicht unterschieden, und den Unterschied zwischen

בשל בשלה¹⁶ על מצות ומררים

Ein Gericht kochte¹⁷ sie wegen (des Festes) der ungesäuerten Brote und bitteren Kräuter¹⁸.

הותירה כטמא שרפה בטהורים¹⁹

Als unrein ließ sie²⁰ das Feuer²¹ unter den Reinen²² übrig.

גם חסידה בשמים ידעה עת מושבה

Auch die Fromme im Himmel kennt die Zeit ihres Aufenthalts.²³

dem Unreinen und dem Reinen (בין-הטמא לטהור) haben sie nicht gelehrt, und vor meinen Sabbaten haben sie ihre Augen verschlossen. Und so wurde ich in ihrer Mitte entweiht.

¹⁶ Bei בשל בשלה handelt es sich um einen Figura etymologica bestehend aus dem Infinitivus absolutus und dem konjungen Verb. Das ist dem Biblisch-hebräischen nachempfunden. Der Dichter kreierte so einen Atavismus.

¹⁷ Das Verb בשל kommt auch in Joel 4,13 vor. Dieser Bibelvers, an den die doppelte Verwendung von בשל im Pijjut vielleicht erinnern soll, prangert am Ende die Bosheit der anderen Völker an: כי-מלאה גת השיקו היקבים כי רבה רעתם („Schwingt die Sichel, denn die Ernte ist reif. Kommt und steigt herab, denn die Weinpresse ist gefüllt, die Kufen der Kelter laufen über. Wahrlich groß ist ihre (der Völker) Bosheit“).

¹⁸ Bei מצות ומררים handelte es sich um ein Bibelzitat aus Num 9,11. Gemeint ist mit „ungesäuerten Broten und bitteren Kräutern“ das Pessachfest. Gerade dieses Fest stand in Zusammenhang mit dem Pogrom 1285, weil den Juden in München vorgeworfen wurde, einen christlichen Jungen von einer alten Frau abgekauft und sein Blut für die Zubereitung der ungesäuerten Brote für Pessach verwendet zu haben. Siehe: Salfeld: Martyrologium (wie Anm. 3), S. 146f.

¹⁹ Hier baut der Dichter mit „unrein“ טמא und „die Reinen“ טהורים ein Gegensatzpaar ein und knüpft wieder an das „unreine“ מטהרה aus dem ersten Vers und eventuell an Ez 22,26 (siehe Fußnote 15 unten) an.

²⁰ Hier ist noch die Stadt München gemeint.

²¹ Mit dem Feuer שרפה wird direkt darauf Bezug genommen, dass die Juden in der Synagoge eingesperrt verbannten. Im Martyrologium werden sie „die Verbrannten von München“ genannt: שרופי מונכן, von der gleichen Wurzel שרף wie שרפה abgeleitet. Siehe: Salfeld: Martyrologium (wie Anm. 3), S. 21.

²² Mit „den Reinen“ (טהורים) ist die jüdische Gemeinde gemeint.

²³ Bei dem gesamten Vers handelt es sich um ein Bibelzitat aus der Strafrede des Propheten Jeremias gegen die Israeliten (Jer 32,19): „Auch der Storch im Himmel kennt die Zeit seines Aufenthalts.“ Hier spielte der Dichter mit dem Homonym „chaside „חסידה“, das sowohl „Storch“, wie in Jer 32,19, als auch „die Fromme“ wie im Pijjut bedeuten kann. Im Pijjut ist der ganze Vers schon auf die fromme Frau Na^aama bezogen, der auch der folgende Vers gewidmet ist: „Auch die Fromme im Himmel kennt die Zeit ihres Aufenthalts.“

דברי נעמה נעמו²⁴ במעשים השובה

Die Worte Na^aamas²⁵ klangen angenehm. Durch Taten wurde sie geschätzt

עיניך פקוחות ואזנך קשובה²⁶

Deine Augen sind offen²⁷, und Dein²⁸ Ohr ist aufmerksam.²⁹

הן רגל³⁰ יוסף ואפרים יקרין

Siehe ein (Stand-)Bein sind Josef und Efraim, Deine Ehrevollen,³¹

וכהן ולוי ומשה בחירין

Und Kohen, Levi und Mosche, Deine Erwählten.³²

²⁴ Der Dichter spielte hier mit zwei Ableitungen derselben Wurzel נעם: der Eigenname Na^aama und das Verb נעם.

²⁵ Na^aama ist der erste Name, der auch im Martyrologium aufgelistet wurde: מרת נעמה Frau Na^aama. Außerdem ist ihr allein eine ganze Strophe gewidmet.

²⁶ Mit den beiden Versteilen, bei denen es sich um zwei Bibelzitate aus ganz verschiedenen Büchern handelt, konstruierte der Dichter einen synonymen Parallelismus nach biblischen Vorbild: a עיניך ב פקוחות א' ואזנך ב' קשובה א' ו

²⁷ Das Bibelzitat stammt aus der Erzählung über Jeremias Gefangenschaft (Jer 32,19).

²⁸ Die enklitischen Personalpronomen ך beziehen sich in diesem Vers auf Gott, der direkt angesprochen wird. Darin spiegelt sich die verzweifelte Hoffnung wider, dass Gott Seine Sinne nicht vor dem verschließen möge, was Seinem Volk angetan wurde.

²⁹ Hier wird aus einem Bittpsalm und Wallfahrtslied zitiert (Ps 130,2).

³⁰ רגל mit der Bedeutung „Bein, Fuß“ (oder „Wallfahrtsfest“) ist hier nur mit der behelfsmäßigen Übersetzung „Standbein“ im Sinne von „Stütze“ oder „Säule“ wiederzugeben. Eventuell könnte ein Schreibfehler vorliegen, in Form der Vertauschung der im Hebräischen sehr ähnlichen Buchstaben Resch ך und Dalet ך. Mit רגל werden nämlich die Scharen oder Abteilungen der Engel bezeichnet; siehe Marcus Jastrow: A Dictionary of the Targumim, Talmud Bavli, Talmud Yerushalemi and Midrashic Literature. Bde 1-2, New York 1996, S. 280. Dieser Begriff würde hier gut passen: „Siehe die Schar (der Märtyrer) sind Josef und Efraim, Deine Ehrevollen, und Kohen, Levi und Mosche Deine Erwählten.“

³¹ Auch in Kgl 4,2a werden die Israeliten als „kostbar“ oder „ehrenvoll“ (יקר) bezeichnet: בני ציון היקרים המסלאים בפי („Die Söhne Zions sind kostbar. Sie werden mit Gold aufgewogen! ...“).

Das enklitische Personalpronomen ך bezieht sich hier auf Gott, der direkt angesprochen wird.

³² Nach Na^aama werden nun fünf weitere Namen, die auch im Martyrologium vorkommen, erwähnt: Josef, Efraim in Vers 7, Kohen, Levi und Mosche in Vers 8.

Wie in Ps 105,6 werden die Israeliten hier als Gottes Erwählte (בחירין) bezeichnet: זרע אברהם עבדו בני יעקב בחיריו: Ihr Nachkommen Abrahams, Seine (Gottes) Diener, ihr Söhne Jakobs, Seine (Gottes) Erwählten!

שלמה³³ אהיה כעטיה על עדרי חבריך

Denn warum sollte ich wie eine, die umherirrt bei den Herden
Deiner Freunde, sein?³⁴

זה יי קוינו לו פה פער

„Dies ist der Herr, auf den wir gehofft haben!“³⁵ Der Mund war
weit aufgerissen.³⁶

הך כל איש ואשה זקן ונער

Der Gaumen³⁷ jedes Mannes und (jeder) Frau, (jedes) Greises
und (jedes) Kindes.

ואת האח לפניו מבער

Und der Bruder vor ihm brennt.³⁸

³³ שלמה könnte aus dem Kontext genommen und unpunktiert als Eigenname Schlomo gelesen werden. Damit wäre ein weiteres Opfer des Pogroms von 1285 aus dem Martyrologium namentlich genannt.

³⁴ Bei diesem Vers handelt es sich um ein Zitat aus dem Hohen Lied Salomos 1,7. Die Deutung des eigentlich weltlichen Liebesgedichts als Schilderung der Beziehung zwischen Gott (dem Geliebten) und Israel (der Geliebten) ist schon in der frühen Auslegungsliteratur wie Midrasch, Talmud oder Targum weit verbreitet. So übersetzt Targum Schir ha-Schirim den hier zitierten zweiten Teil des Verses 1,7 folgendermaßen:

„Und warum sollen diese Verbannte sein zwischen den Herden der Söhne Esaus und Ismaels, deren Götzen dir zu Gefährten beigelegt sind?“ Mit den Verbannten sind die Israeliten gemeint, die jenseits von Israel, unter den Christen (den Söhnen Esaus) im Exil leben müssen. Aramäischer Text aus: Raphael Hai Melamed: *The Targum to Canticles According to Six Yemen MSS. Compared with the "Textus Receptus"* (Ed. De Lagarde), Part II: Text and Variant. In: *The Jewish Quarterly Review* 12/1 (1921), S. 62.

³⁵ Das Bibelzitat stammt aus dem Dank für die Vernichtung Moabs in Jes 25,9.

³⁶ Hier ist wohl gemeint, dass die Brennenden eben dieses hoffnungsvolle Bibelzitat im Sterben riefen, anstelle von angstvollen Hilferufen. Denn sie starben als wahre Märtyrer.

³⁷ Gaumen הך ist hier ein Epitheton für „Mund“. Die folgende Aufzählung verdeutlicht die willkürliche schiere Grausamkeit des Pogroms, bei dem ganze Generationen ausgelöscht wurden.

³⁸ Dieses Zitat aus Jer 36,22 ist auf unheimliche Art und Weise verfremdet: Das homonyme Wort אה kann sowohl „Bruder“ wie im Pijjut als auch „Kamin“ wie im Bibelvers bedeuten. Dort geht es nämlich um die Verbrennung einer Buchrolle und der Vers ist folgendermaßen zu übersetzen: „Und der Kamin vor ihm (dem König) brannte.“ Im Pijjut hingegen wird geschildert, dass die Opfer ihren brennenden Bruder vor sich hatten, als sie selbst verbrannten. Mit „Bruder“ kann sowohl der Bruder im Glauben als auch der leibliche Bruder gemeint sein. Das Martyrologium bezeugt, dass auch zahlreiche Kinder mit Geschwistern unter den Opfern waren, wie die Söhne

מרום שלח⁴⁵ אש אל קדושיך. המימה⁴⁶

Höchster⁴⁷, Feuer wurde zu Deinen Heiligen geschickt. Das Wasser

נפשם לא אותה כי אם לעלות השמימה

Begehrte ihre (der Opfer) Seele nicht, sondern zum Himmel hin aufzusteigen.

שמריה הראש ויהי דוד בא מחנימה

Schemarja⁴⁸ war das Oberhaupt. Und es geschah als David⁴⁹ nach Machanajim kam.⁵⁰

שיימו זאת על לב ההיתה עד הנה

Nehmt euch dies zu Herzen, was bis hier geschehen ist.⁵²

עוד רבים מהם כהנה וכהנה

Noch zahlreicher als sie (Opfer) sind diese und jene⁵³ dazu.⁵⁴

ter drehte die Infinitive wohl um, weil er so an den Märtyrertod der Opfer erinnern wollte im Sinne von „Brenne! Erstehe auf (zum ewigen Leben)!“

⁴⁵ Die Übersetzung folgt hier der Vokalisierung von Abraham Haberman, der שלח als „schulach“ passiv im Pu'al punktiert. Ob Haberman diese Vokalisierung aus dem Druck im Machsor Saloniki übernommen hat, ist leider nicht zu ermitteln. Wenn man den Text unpunktiert liest, könnte שלח natürlich aktiv im Kal als „schalach“ stehen wie in Klgl 1,13a, worauf hier angespielt wird: ממרומ שלח־אש בעצמתי וירדנה („Von oben sandte Er (Gott) Feuer in meine Gebeine und zertrat sie ...“).

⁴⁶ Die ה-Endung bei המימה Wasser ist ungewöhnlich. Sie musste vom Dichter gewählt werden, damit der Endreim mit dem He locale in השמימה und מחנימה übereinstimmt.

⁴⁷ Bei מרום handelt es sich um ein Epitheton für „Gott“, der in dieser Strophe direkt angesprochen wird.

⁴⁸ Bei Schemarja handelt es sich um einen weiteren Namen aus dem Martyrologium. Dort findet sich der Hinweis, dass Schemarja Gelehrter (חבר) war. Im Pijjut scheint er sogar als Oberhaupt (הראש) der Gemeinde geehrt zu werden.

⁴⁹ Auch der Name David wird im Martyrologium genannt.

⁵⁰ Bei מחנימה ויהי דוד בא מחנימה handelt es sich um ein Bibelzitat aus 2 Sam 17,24 und 2 Sam 17,27. Der inhaltliche Bezug des Zitats zum Pijjut ist nicht ganz klar. Vielleicht wurde der Vers wegen des Namens David und dem He locale an מחנימה gewählt.

⁵¹ Dieser Vers sollte im alphabetischen Akrostichon eigentlich mit Samekh beginnen. Da Šin und Samekh gleich ausgesprochen wurden, waren die beiden Buchstaben zunehmend austauschbar.

⁵² Hier mahnt der Dichter, dass alle Pogrome, die bis zu dem von 1285 in München geschehen sind, nicht in Vergessenheit geraten sollen.

⁵³ Bei כהנה וכהנה handelt es sich um ein Bibelzitat aus 2 Sam 12,8.

⁵⁴ Gemeint ist hier wohl, dass andere Pogrome noch mehr Opfer gefordert hatten.

אהה השם הצליחה נא

O Herr, lass doch gelingen!⁵⁵

פורה תדרך ותנקם בצררים

Die Kelter wirst Du (Gott) treten⁵⁶ und Du wirst Dich an den Feinden rächen.

צור הלא ידעת סתרי סתרים

Fels,⁵⁷ Du kennst doch das Allergeheimste⁵⁸!

האוכל בשר אבירים

Werde ich das Fleisch der Mächtigen verzehren?⁵⁹

רן חבל נחלתך כקמה לחךמש⁶⁰

⁵⁵ Die 8. Strophe wird mit dem Bibelzitat aus Ps 118,25 abgeschlossen. Die Interjektion ist in BHS aber אנה statt אהה.

⁵⁶ „Die Kelter treten“ steht hier bildlich für das Zermalmen oder die völlige Vernichtung.

⁵⁷ „Fels“ ist ein Epitheton für Gott, der in dieser Strophe wieder direkt angesprochen wird.

⁵⁸ סתרי סתרים wäre wörtlich als „Geheimnisse der Geheimnisse“ zu übersetzen. Dabei handelt es sich um einen Superlativ, also das Allergeheimste, womit wohl die kommende Welt gemeint ist. Diese Art im Biblisch-hebräischen, den Superlativ zu bilden, findet sich auch bei „Schir ha Schirim שיר השרים“, dem Lied der Lieder, im Sinne von dem schönsten Lied.

⁵⁹ Das Bibelzitat aus Ps 50,13 wird im Pijjut verfremdet. Im Psalm handelt es sich um eine rhetorische Frage Gottes, worauf die Antwort klar „Nein“ lautet, weil Gott natürlich keine Opfertiere verspeist. Viel wichtiger als die Rituale sind ihm, wie in den folgenden Versen deutlich wird, der Dank, Lobpreis und das bedingungslose Vertrauen der Israeliten. Im Kontext des Pijjut fragt sich wohl das lyrische Ich, der Dichter oder der Zuhörer, ob er in der kommenden Welt, wenn der Opferkult im himmlischen Tempel wieder eingerichtet ist, daran teilhaben wird. So spannt der Dichter den Bogen zum Allergeheimsten aus dem vorausgehenden Vers, der Eschatologie. Im Kontext von Ps 50,13 handelt es sich bei den „Mächtigen“ um Rinder. Im Pijjut konnte aber auch die Bedeutung „Machthaber“ wie in Jer 46,15 mitschwingen, an denen Gott sich rächen wird: יהוה הדפו: „Warum wurden Deine Mächtigen niedergeworfen? Er blieb nicht stehen, denn der Herr stie. ihn nieder“).

⁶⁰ Bei לחךמש handelt es sich um einen Schreibfehler, den Haberman in seiner Edition wohl aus dem Machsor Saloniki übernommen hatte. Hier muss stattdessen להרמש gelesen werden.

Das Horn⁶¹ der Qualen wird dein Erbe⁶² sein wie das
stehende Korn für die Sichel.

רִיעֵךְ בְּצֵאתְךָ⁶⁴ הַשֶּׁמֶשׁ בְּגִבּוֹרְתוֹ לְהַשְׁתַּמֵּשׁ

Dein Nächster⁶⁵ ist wie die Sonne, wenn sie in ihrer Kraft her-
vorkommt⁶⁶ um sich zu bedienen.⁶⁷

שְׁבַתִּי וְרָאָה תַּחַת הַשֶּׁמֶשׁ

Wiederum sah ich unter der Sonne.⁶⁸

⁶¹ Das „Horn der Qualen“ ist hier als Negativum zum Füllhorn הַשֶּׁפַע zu verstehen.

⁶² Hier ist wohl gemeint, dass das Erbe, das Gott für die Peiniger bestimmt hat, mit einer großen Menge an Qualen verbunden sein wird bis zur Vernichtung.

⁶³ Hier liegt wohl ein Schreibfehler vor: Im Bibelzitat Ri 5,31 steht ein Kaf כ statt eines Bet בגבורתו. ב: כצאת השמש בגבורתו.

⁶⁴ Das enklitische Personalpronomen ך könnte sich auf Gott beziehen, der die Bahn der Sonne bestimmt.

⁶⁵ „Dein Nächster“ könnte ein Epitheton für Israel sein, das Volk, das Gott am nächsten steht. Gott wird hier direkt angesprochen, daher das enklitische Personalpronomen ך.

⁶⁶ Bei כצאת השמש בגבורתו handelt es sich um ein Bibelzitat aus dem letzten Vers des Debora-Liedes in Ri 5,31a: יהוה ואהבי כצאת השמש, בגבורתו בנברתו („So werden all Deine Feinde zugrunde gehen, Herr! Aber diejenigen, die Dich lieben, werden wie die Sonne sein, wenn sie in ihrer ganzen Kraft hervorkommt ...“).

⁶⁷ In Dtn 23,26 kommen sowohl קמה als auch חרמש und ריעך aus den Versen 28 und 29 vor: כי תבא בקמת רעך וקטפת מלילת בידך וחרמש לא תניף על קמת רעך. Wenn Du durch das Kornfeld Deines Nächsten kommst, darfst Du mit der Hand Ähren abreißen, aber Du darfst die Sichel nicht auf dem Kornfeld Deines nächsten schwingen.

Wenn man die Verse 28 und 29 im Pijjut als Anspielung auf Dtn 23,26 versteht, würde daraus folgende Übersetzung resultieren: Ein Horn der Qualen ist Dein Erbe wie das stehende Korn für die Sichel Deines Nächsten, damit er (Dein Nächster) sich bedienen wird, wenn Deine Sonne in ihrer ganzen Kraft hervorkommt. Nach Dtn 23,26 ist es nämlich verboten, die Sichel im Kornfeld des Nächsten zu schwingen. Vielleicht meint der Dichter hier, dass nach der Fülle an Qualen (קרן חבל), die Gott Seinem Volk (ריעך) in dieser Welt zugemutet hat, eine Zeit der Stärke kommen wird (בצאתך השמש בגבורתו), die alles umgekehrt und in der sich die Israeliten an der reichen Ernte (קמה), die ihnen bis dahin versagt blieb, bedienen werden (להשתמש).

⁶⁸ Das Bibelzitat stammt aus Koh 9,11: לבתי וראה תחת השמש כי לא לקלים המרוץ ולא לגבורים המלחמה וגם לא להכמים לחם וגם לא לנבנים עשר וגם לא לידעים חן כריעת ופגע ויקרה את כלם. Wiederum sah ich unter der Sonne, dass nicht die Schnellen den Lauf gewinnen und nicht die Starken die Schlacht, auch die Weisen gewinnen nicht das Brot oder die Einsichtigen den Reichtum oder die Wissenden die Gunst. Denn Zeit und Zufall treffen sie alle.

Vielleicht zitierte der Dichter diesen Vers hier an, wegen der tröstlichen Aussage aus dem nicht mehr zitierten Teil des Verses an die vermeintlich Unterlegenen, dass am Ende nicht die Starken gewinnen. Der im Pijjut zitierte Anfang des Verses betont, dass Gott die ständigen Verfolgungen gegen Sein Volk nicht entgehen.

תרדף באף ותשמידם באיבים

Du wirst (sie) im Zorn verfolgen und Du wirst sie vernichten mit den Feinden.

אשר נותנים עמך לאור שביבים

(nämlich) diejenigen, die Dein Volk dem Licht der Flammen preisgegeben haben.

ונהיה לירושלים חומות אש סביבים

Mögen wir für Jerusalem Mauern aus Feuer sein, die es umgeben.⁶⁹

Ein Charakteristikum des Pijjut war es von seinen Anfängen an, die Dinge oder Personen nie beim Namen zu nennen. Die Dichter verwendeten stets kunstvolle Epitheta. So wurde schon von dem ersten namentlich bekannten Paitan aus dem 5. Jahrhundert, Jose ben Jose, Moses als „Vertrauter des Hauses (אמן בית)“⁷⁰, Jonas als „fliehender Bote (ציר הבורח)“⁷¹ oder Abraham als „Vater der Menge (אב המון)“⁷² bezeichnet. Aus diesem Grund stehen die im Pijjut genannten Namen der Opfer aus München stark hervor. Sie wirken wie eingemeißelt in einen kunstvollen poetischen Grabstein oder ein Mahnmal.

Um die Namen der Opfer, die im Pijjut *Erez lo meṯohara ʿir ha-kemarim* beklagt werden, auch in diesem Beitrag hervorzuheben, werden nun abschließend die Namen der Opfer aus dem Pijjut um die Informationen aus der Liste der „Verbrannten von München“ des Martyrologiums ergänzt:

Naʿama wird im Pijjut eine ganze Strophe (Verse 4-6) allein gewidmet. Außerdem wird sie als erste der Opfer genannt. Sie scheint dem Dichter sehr viel bedeutet zu haben. Ebenso könnte sie eine wichtige Rolle in der Gemeinde oder als Märtyrerin gespielt haben. Denn der Dichter bezeichnet sie als

Hinter der ersten Verbform שבהי könnte sich auch ein weiterer Name aus dem Martyrologium verbergen, nämlich Schabtaj, wenn man den Text unvokalisiert liest.

⁶⁹ Der Pijjut endet mit einem unglaublich starken Bild: Hier ist wohl das himmlische Jerusalem gemeint, das von den Märtyrern und den Gläubigen als brennende Mauern schützend umgeben wird. Außerdem wird hier im Schlußvers mit der Verbform נהיה die direkte Ansprache der Zuhörer eingeführt.

⁷⁰ Michael D. Swartz, Joseph Yahalom (Hg.): *Avodah: Ancient Poems for Yom Kippur*. Pennsylvania 2005, S. 227.

⁷¹ Ebd., S. 229.

⁷² Ebd., S. 305.

Fromme חסידה. Im Martyrologium wird sie ohne Ehemann und Kinder als „Frau Na^aama מרת נעמה“ genannt.

Josef wird in Vers 7 genannt. Josef scheint damals ein sehr beliebter Name gewesen zu sein, weil das Martyrologium drei Männer und einen Jungen namens Josef auflistet: R. Josef Sohn von R. Schabtaj (ר' יוסף ב"ר שבתאי), R. Josef Sohn von R. Serubavel (ר' יוסף ב"ר זרובבל), R. Josef der Franzose⁷³ (ר' יוסף הצרפתי), und Josef, ein Kind, der Sohn von Frau Nidna (מרת נידנא וילדיה יוסף ובתה).

Bei **Efraim**, der in Vers 7 zusammen mit Josef genannt wird, kann es sich nur um R. Efraim Sohn von R. Barukh (ר' אפרים ב"ר) handeln, der mit seiner Ehefrau Sarah und ihren beiden Kindern umkam.

Mit **Kohen** aus Vers 8 ist im Pijjut sicher R. Mordechai ha-Kohen (ר' מרדכי הכהן וזוגתו מרת שלטלא ושני בניהם) gemeint, da die Liste im Martyrologium nur ein Opfer mit dem „Familiennamen“ Kohen aufzählt. R. Mordechai verlor mit seiner Ehefrau Šeltla, und ihren beiden Kindern sein Leben.

Auch **Levi** wird wie Kohen als „Familiennamen“ in Vers 8 verwendet und verweist konkret auf R. Jom tov ha-Levi (ר' יום טוב הלוי וזוגתו מרת גולדא), der zusammen mit seiner Ehefrau Golda verbrannte.

Bei **Mosche** in Vers 8, handelt es sich um R. Mosche Sohn von R. Serubavel (ר' משה ב"ר זרובבל ובנו ר' מאיר), der mit seinem Sohn Me'ir starb. Die oben genannte Frau Golda war R. Mosches Tochter und R. Jom tov ha-Levi, sein Schwiegersohn.

Vers 21 nennt **Schemarja** mit dem Titel „das Oberhaupt“. Hinter הראש kann sich entweder der Rabbiner, der die Gemeinde theologisch leitete, oder der Synagogenvorsteher „Rosch ha-knesset“ ראש הכנסת verbergen. Allerdings war diese Amtsbezeichnung eher in der Spätantike geläufig.⁷⁴ In Vers 21 muss der Gelehrte R. Schemarja (החבר ר' שמריה בן הרב ר' ישראל וזוגתו מרת) aus dem Martyrologium gemeint sein, der mit seiner Ehefrau Rut und den Söhnen verbrannte. Weil Schemarja als Gelehrter (החבר) im Martyrologium und als Oberhaupt (הראש) im Pijjut bezeichnet wird, liegt es nahe, dass er als Rabbiner die Gemeinde in München leitete. Schemarjas Vater Israel hat als einziger zusätzlich zu der Abkürzung für Herr ר' den Titel הרב.

⁷³ Bereits 1285 hatte sich ein Jude aus Frankreich mit seiner Familie in München niedergelassen. Das könnte darauf hinweisen, dass die Münchner Gemeinde im 13. Jahrhundert durchaus bedeutend war, sonst hätte sie nicht Juden aus anderen Ländern angezogen; siehe: Barzen: Anfänge im Mittelalter (wie Anm. 2), S. 22f.

⁷⁴ Elbogen: Der jüdische Gottesdienst (wie Anm. 12), S. 482f.

Das ist ein Hinweis, dass Israel ein bedeutender Gelehrter war. Deshalb vermutet Siegmund Salfeld, dass es sich um Israel ben Urschrago handeln könnte.⁷⁵ Eventuell liegt hier eine Personalunion mit dem Dichter Oschrago, dem eine Selicha im Machsor Saloniki, zugeschrieben wird. (Siehe dazu Fußnote 9).

Im Bibelzitat in Vers 21 kommt der Name David, dort natürlich König **David**, vor. Damit könnte der fromme R. David Sohn von R. Kalonymos (החסיד ר' דוד ב"ר קלונימוס) aus der Liste des Martyrologiums gemeint sein.

In Vers 9 und in Vers 30 werden die beiden Namen **Schlomo** שלמה und **Schabtaj** שבתי angedeutet, aber nur wenn man den Text unvokalisiert liest und den Kontext des Bibelzitats außer Acht lässt, nämlich R. Schlomo Sohn von R. Schabtaj und seine Ehefrau Le'a (ר' שלמה ב"ר שבתי ואשתו מרת לאה) und R. Schabtaj (ר' שבתי) (וְזוּגָתוּ מֵרַת רִבְקָה), der mit seiner Ehefrau Rivka und den erwachsenen Söhnen Josef (der vielleicht in Vers 7 gemeint ist) und den oben genannten Schlomo samt deren Familien Opfer des Pogroms wurde.

BILDNACHWEIS
Hans Lamm: Von
Juden in München. Ein
Gedenkbuch, München
1958. Erweiterte
Neuaufgabe u.d.T.
Vergangene Tage. Jüdische
Kultur in München,
München/Wien 1982,
Tafel 4, S. 30.

⁷⁵ Salfeld: Martyrologium (wie Anm. 3), S. 373.

AUS DEM ARCHIV

Annabelle Fuchs

Der Scheidebrief des Ya‘akov ben Me‘ir
von seiner Frau Klementina bat Ya‘akov –über ein sonderbares Zeugnis in den Beständen der
Bayerischen Staatsbibliothek

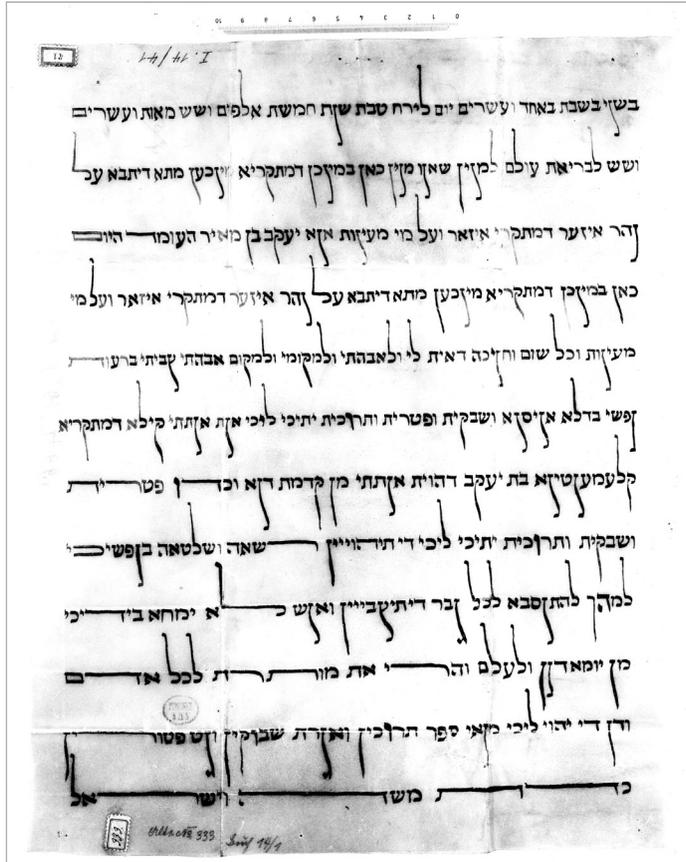
Dtn 24, 1-2

כִּי־יִשְׁקַח אִישׁ אִשָּׁה וּבָעִלָּהּ וְהָיָה אִם־לֹא תִמְצָא־תָנוּ בְּעֵינָיו כִּי־מִצָּא בָּהּ עֲרוּת דָּבָר
וְכָתַב לָהּ סֵפֶר כְּרִיתוּת וְנָתַן בְּיָדָהּ וְשָׁלַחָהּ מִבֵּיתוֹ: וְהִצָּאָה מִבֵּיתוֹ וְהִלְכָה וְהִנְתָּהּ
לְאִישׁ־אַחֵר:

Wenn ein Mann eine Frau geheiratet hat und ihr Ehemann geworden ist, sie ihm dann aber nicht gefällt, weil er an ihr etwas Anstößiges findet, dann stellt er ihr eine Scheidungsurkunde aus, gibt sie in ihre Hand und schickt sie aus seinem Hause fort. Sie verlässt sein Haus und geht, einen anderen Mann zu heiraten.

Im 5. Buch Mose berichtet die Bibel von einer Ehescheidung und anschließender Wiederheirat der Frau. Nach dem Tod des neuen Mannes, heißt es in Dtn 24 weiter, darf sie zwar nicht zu ihrem ersten Mann zurückkehren, an der Praxis von Scheidung und Wiederheirat gibt es jedoch keine Kritik. Auf dieser Grundlage ist die Möglichkeit, eine Ehe rechtlich aufzulösen und auch im Anschluss durch Heirat eine neue Verbindung einzugehen, für Jüdinnen und Juden seit jeher gegeben. Zum genauen Ablauf einer Scheidung im Judentum hat sich über die Jahrhunderte hinweg eine Vielzahl rechtlicher Bestimmungen entwickelt. Im Talmud gibt es in der Ordnung *Nashim* ein eigenes Traktat, das sich ausschließlich mit den Regulierungen zum Scheidebrief befasst. Erst durch die Übergabe eines Scheidebriefs (hebräisch *Get*, Plural üblicherweise Aramäisch *Gittin*) vom

1 Scheidebrief des
Ya'akov ben Me'ir von
Klementina bat Ya'akov,
München, 1866.



Mann an die Frau wird die Scheidung rechtsgültig.¹ Ganz praktisch geschieht dieser Akt vor einem Rabbinatsgericht (*Beth Din*) und in Anwesenheit von zwei Zeugen. Der Get wird in Gänze vor Ort durch einen professionellen Schreiber abgefasst. Dabei ist der genaue Wortlaut weitestgehend standardisiert. Als Sprache hat sich das Aramäische etabliert. Ein Scheidebrief ist ein einseitiges Dokument, bestehend aus exakt zwölf Zeilen Text.² Auf zwei weiteren Zeilen unterschreiben die beiden Zeugen. Im Anschluss wird das Blatt oder Pergament gefaltet, sodass es wie ein tatsächlicher Brief in die Hand der Frau passt. Jedes Detail des Vorgangs ist einzeln geregelt. Bereits im Tal-

¹ Die Beschreibungen folgen den geltenden Regeln des orthodoxen Judentums, die als Grundlage für die Anfertigung des Scheidebriefs Cod.hebr. 466 angenommen werden können. Das liberale Judentum, welches unter anderem auf Fragen der Geschlechtergerechtigkeit eingeht, hat von der orthodoxen Meinung abweichende Regeln zur Scheidung entwickelt.

² Zwölf ist der Zahlenwert des hebräischen Worts „Get“.

und wurde davor gewarnt, sich mit dem Scheidungsprozess zu befassen, wenn man nicht gut damit vertraut ist (Babylonischer Talmud, Traktat Kiddushin 6a). Ein Fehler kann Auswirkungen auf den Status von Kindern aus zukünftigen Ehen haben, die als *Mamserim* anschließend massiven rechtlichen Einschränkungen ausgesetzt wären. Scheidebriefe sind daher üblicherweise verhältnismäßig nüchterne Dokumente, die auf Einhaltung der religiösen Vorschriften bedacht sind und kaum hervorstechende Eigenschaften aufweisen.

Ein solcher auf den ersten Blick unauffälliger Get zählt unter der Signatur Cod.hebr. 466 zum Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek. Erst bei genauerer Betrachtung zeigen sich Auffälligkeiten. Der Scheidebrief ist digitalisiert und als Scan frei zugänglich.³ Die Beschreibung lautet: „Scheidbrief des Ya'akov ben Me'ir von Klementina bat Ya'akov, Minchen“. Als Entstehungszeit wird der 21. Tevet 5626 angegeben, umgerechnet der 8. Januar 1866. Es handelt sich um standardmäßig zwölf Zeilen Text auf Pergament mit den Maßen 26,5 cm x 33,5 cm. Die obligatorischen Zeugenunterschriften fehlen. Es heißt im Wortlaut, übersetzt aus dem Aramäischen:

1 Am zweiten Tag der Woche⁴ am einundzwanzigsten Tag des Monats Tevet des Jahres fünftausend sechshundert und sechsund-

2 zwanzig nach der Erschaffung der Welt nach der Kalenderzählung, die wir zählen, hier in „Minchen“, genannt München, welches gelegen ist am

3 Fluss „Iser“, genannt Isar, und an Wasserquellen. Ich, Ya'akov der Sohn von Me'ir, der heute anwesend ist

4 hier in „Minkhen“, genannt München, welches am Fluss „Iser“, genannt Isar, gelegen ist und an Wasser-

5 quellen, und jeder Name und Spitzname, der mir und meinem Vater und meinem Ort und dem Ort meines Vaters gegeben ist, verlange danach aus freiem

³ Permalink zum Objekt in der BSB: <https://opacplus.bsb-muenchen.de/title/BV040215790> [abgerufen am 23.05.2023].

⁴ Zweiter Tag der Woche = Montag.

6 Willen, ohne Zwang, dich loszulösen, zu entlassen und zu scheiden, damit du für dich bist, du, meine Frau K(e)ila genannt

7 Klementina Tochter des Ya 'aqov, die vormals meine Frau war. Und jetzt entlasse,

8 lasse los und scheide ich dich, damit du für dich bist und dir erlaubt sei Autorität und Vollmacht über dich selbst zu haben

9 um hinzugehen und jeden Mann zu heiraten, den du verlangst. Und niemand soll etwas gegen dich einzuwenden haben

10 vom heutigen Tag an bis in Ewigkeit und du bist jedem Mann erlaubt.

11 Und dies soll für dich von mir eine Scheideurkunde sein, ein Freilassungsbrief, und ein Dokument der Entlassung

12 nach dem Recht Moses und Israels.

Die mehrfachen Namensnennungen zählen zum üblichen Standard eines Get. Sie dienen der genauen Identifizierung der Eheleute. Neben den Vornamen sollten der Name des Vaters, mögliche Spitznamen und der genaue Ort mit Benennung regionaler Gewässer sicherstellen, dass es zu keinen Verwechslungen kommt. Was ursprünglich als sicheres Verfahren zur Feststellung der betreffenden Personen galt, ist aus heutiger Perspektive kaum mehr zur Identitätsbestimmung geeignet. Die Beschreibungen „Jakob (oder Jacob), Sohn des Me'ir (oder Mayer)“ und „K(e)ila Tochter des Jakob“ aus München bleiben sehr vage. Man kennt zusätzlich den Rufnamen der Ehefrau, Klementina (oder Clementina).

Mit der Datierung des Gets stimmen die Lebensdaten des königlichen Notars und späteren Justizrats Jakob Rosendahl überein. Er wurde als eines der Kinder Mayer Rosendahls und seiner Frau Louise in München geboren.⁵ Mayer Rosendahl

⁵ Vgl. Stadtarchiv München, Einwohneramt Matrikelbücher sowie den Meldebogen von Mayer Rosendahl, PMB R 258.

stammte ursprünglich aus Sittard in den Niederlanden, 1829 verlieh man ihm die Staatsangehörigkeit des Königreich Bayerns.⁶ Er war Fabrikhaber und hatte mehrere Kinder, wovon die Tochter Gertrude im Alter von nur sechs Jahren verstarb.⁷ Ehefrau Louise wurde vermutlich 1811 als Lea Landauer im württembergischen Hürben geboren. Sie und Mayer Rosendahl heirateten 1830 ebenda.⁸ Sohn Jakob kam am 3. August 1833 bereits in München zur Welt. Sein Geburteneintrag im Jüdischen Geburtenregister ist nur zur Hälfte erhalten, man kann jedoch noch das Datum der Geburt und der Beschneidung, am 10. August, ersehen.⁹ Jakob besuchte das Gymnasium in München und studierte an der Ludwig-Maximilians-Universität Jura.¹⁰ Die Familie lebte zu diesem Zeitpunkt an der Adresse Rosenthal 19/2.¹¹ Im Jahr 1852 starb der Vater Mayer Rosendahl.¹² Sohn Leopold übernahm die Geschäfte des Vaters.¹³ Den Münchner Adressbüchern zufolge lebte Jakobs Mutter Louise nach dem Tod ihres Mannes immer bei ihrem Sohn Jakob. Sie zogen mehrfach zusammen innerhalb Münchens um.¹⁴ Er fand eine akzessorische Anstellung am königlichen Stadtgericht zu

⁶ „Regierungsblatt für das Königreich Bayern“ (1829), S. 191/192.

⁷ Zum Tod der Tochter: „Königlich Bayerischer Polizey-Anzeiger von München“ (1841), S. 984.

⁸ Angaben aus „Necrology Jewish Cemetery Augsburg at Haunstetter Strasse (1867-1940)“, Version 04, 2011. <https://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20302/CEM-AUG-NECROLOGY.pdf> [abgerufen am 10.08.2023]. Siehe Eintrag zu Nekrolog Nr. 146 Luise Rosendahl.

⁹ Vgl. „Jüdische Standesregister“ Band 2 (Geburten in München im Zeitraum 1831-1850) im Bayerischen Hauptstaatsarchiv.

¹⁰ Rosendahl ist über mehrere Jahre in den Verzeichnissen der Königlichen Lateinschule bzw. des Wilhelmgymnasiums sowie später der Ludwig-Maximilians-Universität gelistet. Für die Schulausbildung siehe exemplarisch: „Jahres-Bericht über die Königliche Lateinische Schule in München“ (1845/46), S. 22. Für das Studium siehe exemplarisch: „Amtliches Verzeichnis der Lehrer, Beamten und Studierenden an der Königlich-Bayerischen Ludwig-Maximilians-Universität zu München. Semester 1“ (1853/54), S. 47.

¹¹ Vgl. Meldeadresse des Vaters Mayer Rosendahl 1850 im „Adreßbuch für München“ (1850), S. 234.

¹² Zum Tod von Mayer Rosendahl: „Königlich Bayerischer Polizey-Anzeiger von München“ (1852), S. 300.

¹³ Im Mai 1857 bemühte sich Leopold Rosendahl, der als „Fabrikbesizersohn“ bezeichnet wird, um eine Zigarrenfabrikskonzession, welche er im August erhielt. Vgl. „Neueste Nachrichten aus dem Gebiete der Politik“ (1857 = Jg. 10, 4 – 6) vom 16.05.1857, S. 1549. Sowie „Der Bayerische Landbote“ (1857 = Jg. 33, 2 = Juli – Dez) vom 08.08.1857, S. 878. Ab 1858 erscheint Leopold Rosendahl unter eigener Adresse als „Zigarrenfabrikant“ und der Anschrift seiner Firma „L. Rosendahl“ in den Münchner Adressbüchern. Vgl. „Adreßbuch für München“ (1858), S. 302.

¹⁴ Vgl. „Adreßbuch für München“ (1859), S. 286, Adresse: Sonnenstraße 9/2. „Adreßbuch für München“ (1860), S. 279, Adresse: Prannerstraße 4/2. „Adreßbuch für München“ (1866), S. 342, Adresse: Prannerstraße 3/1.

München und war mehrere Jahre im Gesetzgebungs-Ausschuss der Kammer der Abgeordneten tätig.¹⁵ Es ist bekannt, dass Jakob Rosendahl Ambitionen hatte, Richter zu werden. Diese Position blieb ihm jedoch als Jude verwehrt.¹⁶ Im Jahr 1866 kam es zur mutmaßlichen Scheidung von Klementina. Jakob Rosendahl war zu diesem Zeitpunkt 32 Jahre alt. Nur wenig später, im Jahr 1869, wurde ihm eine Stelle als Notar in Donauwörth angeboten.¹⁷ Diese nahm er an und verließ München in Richtung der schwäbischen Kleinstadt. Acht Jahre lang ging er dort seiner Tätigkeit als königlicher Notar nach. In der Allgemeinen Zeitung von 1874 ist vermerkt, dass sich Rosendahl am 28. Juni 1874 in Nürnberg mit Rosa Rosendahl, geborene Rosalia Wertheimer, vermählte.¹⁸ Jakob war zum Zeitpunkt der Hochzeit vierzig Jahre alt. Rosa Rosendahl verstarb bereits 1875.¹⁹ Im Jahr 1877 wurde Rosendahl in seiner Funktion als königlicher Notar nach Augsburg versetzt.²⁰ Ein Beispiel für seine jahrelange Aktivität stammt aus der Geschichte der Augsburger Traditionsbrauerei Riegele, für die Rosendahl 1884 einen Kaufvertrag anfertigte.²¹ 1881 heiratete Jakob ein weiteres Mal. Seine Ehefrau trug den Namen Lydia, geborene Riesser.²² Mit Jahrgang 1852 war sie gut zwanzig Jahre jünger als er. Im Jahr 1892 bekam Jakob Rosendahl den Titel „Justizrat“ zugesprochen.²³ Am 27. Dezember 1896 starb er in Augsburg,²⁴ wo er am Jüdischen Friedhof in der Haunstetter Straße begraben liegt.²⁵ Auch Louise Rosendahl, Jakobs Mutter, ist dort bestattet.²⁶ Sie starb

¹⁵ Seine Tätigkeit in dieser Position ist durch vielfältige Polizeiberichte und Zeitungsanzeigen belegt, ab 1860 wird er im „Adreßbuch für München“, S. 279, als „Bezirksg.-Accessist“ geführt.

¹⁶ Vgl. „Allgemeine Zeitung des Judentums“ vom 22. Januar 1897 im Nachruf für Jakob Rosendahl. Link zum Nachruf als Ausschnitt: <https://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20363/Augsburg%20AZJ%2022011897.jpg> [06.08.2023].

¹⁷ Vgl. „Justizministerialblatt für den Freistaat Bayern. 7“ (1869), S. 251. Auch: „Regierungsblatt für das Königreich Bayern“ (1869), S. 1819/1820.

¹⁸ Vgl. „Allgemeine Zeitung. 7 – 8“ (1874), S. 2840.

¹⁹ Vgl. „Nürnberger Presse. 1/6 = Jg. 3“ (1875), S. 128.

²⁰ Vgl. „Justizministerialblatt für den Freistaat Bayern. 30“ (1892), S. LV.

²¹ Vgl. <https://www.riegele.de/brauhaus/geschichte/> [abgerufen am 06.08.2023].

²² Vgl. Siehe Eintrag zu Nekrolog Nr. 318 Lydia Rosendahl in „Necrology Jewish Cemetery Augsburg“.

²³ Vgl. „Justizministerialblatt für den Freistaat Bayern“ (1892), S. LV.

²⁴ Vgl. „Justizministerialblatt für den Freistaat Bayern. 35“ (1897), S. 12.

²⁵ Reihe N10, Grabnummer 10, Nekrolog Nr. 319 Jakob Rosendahl. Vgl. „Necrology Jewish Cemetery Augsburg“ und „Gräberverzeichnis Jüdischer Friedhof Haunstetter Straße in Augsburg Hochfeld“, Version 04, Dezember 2011. <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20302/CEM-AUG-GRAVELIST-GERMAN.pdf> [abgerufen am 10.08.2023].

²⁶ Reihe S17, Grabnummer 12, Nekrolog Nr. 146 Luise Rosendahl, ebd.

im Alter von 83 Jahren, über 30 Jahre nach ihrem Mann Mayer. In der Allgemeinen Zeitung des Judentums vom 22. Januar 1897 erschien ein Nachruf auf Jakob Rosendahl, der ihn unter anderem als treuen Juden charakterisierte. Lydia Rosendahl überlebte ihren Mann um 25 Jahre.²⁷ Von ihr ist bekannt, dass sie sich im Augsburger Frauenvereinswesen verdient machte.²⁸ Es gibt keine Hinweise auf Nachkommen, weder aus dieser noch aus einer der früheren Verbindungen. Im Nachruf sind keine Kinder erwähnt.

Während man Jakobs Rosendahls Vita auf Grund seines öffentlichen Wirkens und auch der Tatsache, dass er ein Mann war, weitestgehend rekonstruieren kann, bleibt die Identität von Klementina der Tochter Jakobs bislang ungeklärt. Von ihr erhalten ist nach aktuellem Stand nur der Scheidebrief aus dem Jahr 1866. Ebenjener ist in verschiedener Hinsicht auffällig. Bereits erwähnt wurde das Fehlen der Zeugenunterschriften. Ein weiteres Merkmal ist die Unversehrtheit des Dokuments. Ein Get verbleibt traditionell nicht im Besitz der Frau, sondern wird an das Rabbinatsgericht übergeben. Die geschiedenen Eheleute erhalten ein gesondertes Bestätigungsschreiben. Um zu kennzeichnen, dass die Scheidung vollzogen wurde und der Get Verwendung gefunden hat, ist es gängige Praxis, ihn für die Aufbewahrung im Rabbinatsgericht schräg zu zerschneiden, oder gegebenenfalls zu zerreißen. Die meisten zeitgenössischen Scheidebriefe weisen derartige Schrägschnitte auf. Der Get von Jakob und Klementina Rosendahl hingegen ist unbeschädigt.

Man weiß, dass der Scheidebrief in den Besitz des Bayerischen Nationalmuseums gelangte. Warum der Get anstatt regulär im Beth Din aufbewahrt zu werden, Aufnahme in die Bestände des Bayerischen Nationalmuseums fand, zählt zu den Eigenarten des Zeugnisses. Das Objekt wurde vermutlich dort mit einigen kleineren Etiketten versehen. Sie zeigen die Nummern 333 und 41. Insbesondere das Etikett Nummer 41 mit Beischrift findet sich aus Sicht des Get am oberen linken Rand umgekehrt auf dem Kopf stehend. Dies kann darauf hindeuten, dass das Dokument von jemandem bearbeitet wurde, der des Hebräischen nicht mächtig war und daher eine falsche Leserichtung annahm. Eventuell erkannte die zuständige Person auch nicht, dass die Unterschrift der Zeugen noch zum Get

²⁷ Lydia Rosendahl teilt sich einen Grabplatz mit Jakob Rosendahl. Nekrolog Nr. 318 Lydia Rosendahl (nee Riesser), ebd.

²⁸ Vgl. „Allgemeine Zeitung, 5 – 6“ (1905), S. 5.

gehörten und beschnitt das Pergament. Danach wurde nahe der neuen Ränder die Klebeetiketten angebracht.

Im *Shulchan 'Arukh* (*Even ha-'Ezer* 15), einer bedeutenden Gesetzessammlung, ist vermerkt, dass man an einem Get unterhalb der letzten Zeile noch genügen Abstand lassen soll, um das Dokument leicht mit einer Hand zu greifen. Vergleichbare Scheidebriefe aus etwa derselben Zeit weisen einen solchen Abstand zum unteren Rand auf. Im Falle des Gets von Jakob und Klementina ist der untere Rand hingegen sogar schmaler als der obere. Eine Betrachtung der Knicke im Dokument, an denen entlang der Get zum handlichen Brief gefaltet wurde, unterstützt die These vom nachträglichen Zuschnitt. Faltet man ein Faksimile des Scheidebriefs nach, lässt er sich nicht richtig schließen. Der Brief klappt auf, anstatt wie zu der Zeit üblich zusammengesteckt werden zu können.²⁹ Auf diese Weise hätte er sich ohne ein weiteres Hilfsmittel, wie eine Schnur, nicht problemlos übergeben lassen. Nur wenn man unterhalb des Texts noch ein Stück leeres Dokument (inklusive der Unterschriften) anfügt, greifen die Abschnitte regulär ineinander. Die Maße des Gets unterstützen die Annahme eines nachträglichen Zuschnitts. Während die Breite bei vergleichbaren Zeugnissen immer etwa bei 26 cm liegt, sind sie mit 36-40 cm in der Höhe zwischen drei und sieben Zentimeter länger. Genügend Platz für Zeugenunterschriften und um den Scheidebrief ordnungsgemäß zu greifen bzw. zu falten.

Dennoch bleibt fraglich, ob BSB Cod.hebr. 466 eine tatsächlich vollzogene Ehe und anschließende Scheidung belegt. Im Jüdischen Standesregister Münchens gibt es keinen Eintrag zu einer Heirat von Klementina und Jakob Rosendahl. Gleichzeitig wird Jakob Rosendahl im Akt zur Eheschließung mit Rosalia Wertheimer aus dem Jahr 1874 als „ledig“ bezeichnet.³⁰ Jedweder Hinweis auf eine Scheidung acht Jahre zuvor fehlt. Welcher andere Zweck dem Dokument zugekommen sein könnte, wenn nicht als offizielles Zeugnis für die Auflösung einer jüdischen Ehe, geht nicht aus den zur Verfügung stehenden Informationen hervor. Oder er ist eine Schreibübung bzw. eine Mustervorlage? Irgendwie auch schön, dass noch Rätsel bleiben. Eine einfache Erklärung für die Unstimmigkeiten wäre die fehlerhafte Identifizierung des „Ya 'aqov der Sohn von Me'ir“ aus dem

²⁹ Anmerkung: Man kann den Brief längs zusammenstecken. Üblich war zu dieser Zeit jedoch den oberen und unteren Teil ineinander zu schieben.

³⁰ Vgl. „Akt zur Verhehlung mit Rosalia Wertheimer von 1874“ im Stadtarchiv Donauwörth.

Scheidebrief mit dem Notar Jakob Rosendahl. Ein anderer Jakob gleichwohl, Sohn des Mayer aus München, konnte im gegebenen zeitlichen Rahmen nicht ermittelt werden.

Im Jahr 1969 wurde der Scheidebrief an die Bayerische Staatsbibliothek übergeben, vermutlich im Kontext eines Austauschs von Kulturgut zwischen den bayerischen Institutionen. In den sechziger Jahren war der Orientalist Hans Striedl zuständiger Hebraica Referent der BSB und zwischen 1967 und 1972 auch ihr Generaldirektor. Als Beschreibung ist vermerkt: „270 x 340, Perg., 1 Bl. m. 12 Zeilen. 1866. Deutsche Quadratschrift“. Deutsche Quadratschrift steht für eine aschkenasische Schrifttype. Im Jahr 2018 erfolgte die Digitalisierung. Irreführend ist, dass der Scan des Münchner Digitalisierungszentrums aus zwei Seiten besteht. Es handelt sich dabei um die doppelte Kopie der Vorderseite (Fleischseite) mit unterschiedlichen Kontrasteinstellungen zur besseren Lesbarkeit. Das Digitalisat erweckt auf diese Weise den Eindruck, das Dokument bestünde aus zwei Seiten. Dem ist nicht so, die Rückseite (Haarseite) ist bis auf einige Bleistiftsignaturen leer. Außerdem ist die originale Farbgebung des Objekts im schwarz-weißen Scan nicht mehr zu erkennen. Es handelt sich um bräunlich-schwarze Gallustinte auf gelblich-braunem Pergament.

Eine weitere Beobachtung bei der Einsicht des Originals war, dass der Get falsch herum in der zugehörigen Mappe lag. Vermutlich wurde er von einer Person dort so platziert, die oben und unten des Objekts nicht unterscheiden konnte. So erkannte bislang auch noch niemand, dass der vermeintlich unauffällige Scheidebrief Cod.hebr. 466 aus dem Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek ein äußerst sonderbares Zeugnis ist, das mehr Fragen aufwirft, als es beantwortet. Das Dokument liegt nun wieder richtig herum in seiner Mappe und es ist dem nüchternen Anschein zum Trotz lohnend, sie beizeiten einmal wieder zu öffnen.

BILDNACHWEIS
Bayerische
Staatsbibliothek
München, Cod.hebr. 466

Erfahrungen der Hebräisch-Lektorinnen und Lektoren an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Rachel Perets Wagner



© Privat

Von Oktober 1997 bis Juli 2002, zehn Semester lang, fast fünf Jahre, war ich Lektorin für Neuhebräisch am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München. Kurz davor hatte ich mein M.A. Studium an der Hebräischen Universität Jerusalem abgeschlossen und war frisch nach Deutschland gekommen. Ich hatte zwar nicht so viel Erfahrung darin, Hebräisch zu unterrichten, aber dafür sehr viel Motivation und Engagement. Jedes Semester habe ich zwei Kurse auf zwei verschiedenen Niveaus angeboten – Anfänger und Fortgeschrittene – jeweils vier Stunden wöchentlich. Ab und zu hatte ich auch einen Kurs über Neuere Israelische Literatur angeboten – für besonders fortgeschrittene Studierende.

Nicht nur ich war „neu“ – der ganze Lehrstuhl war erst eingerichtet worden. Wir waren in den ersten Jahren in einem alten Gebäude untergebracht, etwas entfernt von den Hauptgebäuden der Universität. Vor dem ersten Unterricht war ich natürlich etwas aufgeregt: Wie werden die deutschen Studierenden sein? Was wissen sie überhaupt über Israel und das Judentum? Wie motiviert sind sie? Bin ich die erste Israelin/Jüdin, die sie in ihrem Leben treffen? Was haben sie für Vorurteile? Wie hoch ist das Interesse an Neuhebräisch in Deutschland?

Die Begegnung mit den deutschen Studierenden war ein reines Vergnügen für mich: Ich traf hoch motivierte, neugierige und offene Menschen, die sich wirklich für die Sprache und das Land interessierten. Sie stellten viele Fragen, die weit über das rein Sprachliche hinausgingen. Es war mir eine Freude, diese zu beantworten. Ich traf Menschen, die bereit waren, schwer zu arbeiten und in das Erlernen der neuen Sprache viel Zeit und Energie zu investieren.

Seit 20 Jahren bin ich Lektorin für Ivrit an der Hebräischen Universität Jerusalem. Die Ulpan-Methode, die ich sowohl in Jerusalem wie auch in München verwende/verwendete,

ist zwar identisch – Ivrit auf Ivrit zu unterrichten – aber die Umgebung ist natürlich komplett verschieden. Studierenden aus dem Ausland, die in Israel studieren, begegnet die neue Sprache (bewusst und unbewusst) überall: sei es auf der Straße, im öffentlichen Verkehr, im Supermarkt oder in der Bar, sei es im Kontakt mit israelischen Studierenden. Demgegenüber ist es sicherlich herausfordernder, Ivrit im Ausland zu unterrichten, wo die hebräische Umgebung einfach nicht existiert.

Man sollte auch nicht vergessen, dass vor 25 Jahren soziale Medien, Youtube, ja überhaupt die Nutzung des Internets an sich längst nicht so entwickelt war wie heute. Der Zugang zu Materialien aus Israel war begrenzt. Was in Israel auf natürliche Art passiert – Ivrit ist überall – habe ich versucht, künstlich auch in München zu kreieren: Ich habe verschiedene Bücher (z.B. Kinderbücher, Lieder, Gedichte) und Medien wie Filme und Musik aus Israel mitgebracht.

Weil ich Ivrit im Ausland und nicht in der natürlichen hebräischen Umgebung in Israel unterrichtet habe, habe ich im Unterricht Wert darauf gelegt, Übungen in Partner- oder Gruppenarbeit durchzuführen, damit die Studierenden bewusst Zeit zum Üben haben. Durch die Praxis im Sprechen haben sich ihre Sprachkenntnisse deutlich verbessert. Eine Sprache zu unterrichten ist meines Erachtens immer auch ein Fenster in die Kultur und die Geschichte des jeweiligen Landes. Als Israelin, so denke ich, hatte ich diese Funktion mehr noch als Lektorinnen aus europäischen Ländern wie z. B. Frankreich oder Italien. Des Öfteren wurde ich auf jüdische Bräuche und Tradition, auf die Politik des Landes und vieles mehr angesprochen. Ich habe auch bewusst im Rahmen des Unterrichts solche Themen kurz thematisiert. Ich war ein wenig Botschafterin Israels. Als einzige Lektorin für Neuhebräisch konnte ich wenig mit Kolleginnen und Kollegen in Deutschland teilen oder mich mit ihnen austauschen. Ich bin zwei Mal im Jahr nach Israel geflogen und habe dort Ivrit-Lehrer der Abteilung für Neuhebräisch der Rothberg International School in Jerusalem getroffen und mich mit ihnen ausgetauscht. Ich war in engem Kontakt mit ihnen, um mich auf dem Laufenden zu halten, was Materialien betrifft. Eine Herausforderung war für mich auch, dass nicht alle deutschen Studierenden mit der Unterrichtsmethode „Ivrit auf Ivrit“ vertraut waren. Für manche war es „gewöhnungsbedürftig“. Diese Studierenden waren nicht zufrieden, ehe sie jedes kleine Wort gründlich verstanden haben. Ich weiß noch, wie ein Student mir mal die Rückmeldung gegeben hat, „Die

Lehrerin ist sehr gut, aber erklärt leider alles in einer Sprache, die ich nicht beherrsche“.

Ich bin dankbar für diese Erfahrung.

Meron Mendel



© Privat

Meine „Karriere“ als Lektor für Hebräisch am Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur war sehr kurz: nur ein Wintersemester 2002/03. Eine kurze Zeit, die mir aber besonders positiv in Erinnerung geblieben ist. Nachdem ich als Gaststudent von der Uni Haifa für zwei Semester die Seminarräume im Historikum besucht hatte, war der Wechsel in die Dozentenrolle eine spannende Aufgabe. Auf einmal waren meine rudimentären Deutschkenntnisse kein Hindernis, sondern sogar ein Vorteil! Denn den Studierenden blieb kaum eine Wahl, als mit mir Ivrit zu sprechen. Neben dem Lehrbuch haben wir oft Texte über politisch-aktuelle Themen gelesen und darüber diskutiert. Zu dieser Zeit tobte in Israel und Westjordanland die zweite Intifada. Wir lasen aus der Zeitung für „Olim Chadashim“ (Neue Migranten) und versuchten mit dem kleinen Wortschatz komplexe Probleme zu diskutieren. Lustiger waren dagegen die kurzen Geschichten von Edgar Keret. Diese Zeit liegt inzwischen zwanzig Jahre zurück und ich hatte seitdem viele hunderte Studierende in meinen Vorlesungen und Seminaren. Aber selten habe ich so engagierte und interessierte Studierende erlebt, wie damals im Hebräischkurs an der LMU.

Ittai Joseph Tamari



© Stefanie Silber

Im Frühjahr 2004 wurde ich von Prof. Dr. Michael Brenner eingeladen, Hebräischunterricht an seinem Lehrstuhl an der Ludwig-Maximilian-Universität München zu erteilen. Zuvor hatte ich unter anderem Studierende des Martin-Buber-Instituts für Judaistik an der Universität zu Köln vier Semester auf das Große Hebraicum vorbereitet. In München dagegen lautete der Auftrag, den Schwerpunkt auf das moderne Hebräisch zu legen. Damit sollte den Studierenden ein Zugang zum Alltagshebräisch von heute angeboten werden.

Am ersten Unterrichtstag traf ich im Seminarraum auf über zwanzig Teilnehmer. Die meisten – so stellte sich bald heraus – verfügten über keinerlei Vorkenntnisse der Sprache. Einige wenige Studierende wollten aus persönlichen Gründen die Sprache erlernen. Bei den jungen Interessenten aus anderen

Fachbereichen standen Neugier und Erfahrungsgewinn im Vordergrund. Mein Ziel war, „Hebräisch auf Hebräisch“ zu unterrichten und nur ausnahmsweise ins Deutsche zu „rutschen“ – ein didaktischer Ansatz, der sich bald als schwer einzuhalten erwies. Als Unterrichtsgrundlage sollten die Lehrbücher aus der Rothberg International School der Hebräischen Universität dienen. Desgleichen wurde das altherwürdige zweibändige Wörterbuch „Langenscheidt Handwörterbuch Hebräisch-Deutsch“ herangezogen. Sowohl für Anfänger als auch für Fortgeschrittene waren vier Unterrichtsstunden pro Woche vorgesehen. Der Kurs umfasste insgesamt vier Semester; jedes Jahr sollte eine kurze schriftliche Prüfung stattfinden.

Die ersten Unterrichtswochen verliefen zügig, vielleicht etwas zu schnell. Die Studierenden konnten sich die einzelnen Buchstaben bald merken. Erste Worte wurden voller Stolz, aber mit leiser und zögerlicher Stimme entziffert und ausgesprochen. Die neuentdeckte Sprache, die in der „verkehrten“ Schreibrichtung lief, löste Freude bei den meisten Teilnehmern aus. Interessant wurden die darauffolgenden Wochen. Die Texte im Lehrbuch aus Jerusalem erschienen den jungen deutschen Studierenden zunehmend fremdartig. Außerdem erwiesen sich die Grammatikteile im Buch und die Lektüre der gedruckten Texte als mühsam und anstrengend. Damit die Stimmung im Raum nicht kippte, fing ich selbst damit an, Texte zusammenzustellen, einfache Lieder didaktisch anzupassen und kurze Ausschnitte aus der Zeitung für Hebräisch-Lernende zu fotokopieren. Es waren ja noch die Zeiten, bevor die Studierenden über Smartphones, Laptops und Tablets verfügten.

In meiner Not griff ich auf moderne zeitgenössische Lieder aus Israel zurück. So lasen wir den Text „Halleluja“ von „Milk and Honey“, das den Eurovision Song Contest des Jahres 1979 gewann. Wir befassten uns mit moderner israelischer Dichtung. Dafür wählte ich u.a. Gedichte der israelischen Lyriker Nathan Zach und Jehuda Amichai aus. So versuchte ich, den Studierenden eine winzige Luke in die moderne hebräische Sprache zu öffnen. Außerdem erklärte ich behutsam die Struktur der hebräischen Wortwurzel, die es ermöglicht, stets neue und damit nirgendwo zuvor gelesene oder gehörte Wörter zu schöpfen. Dafür lasen wir gemeinsam einige Zeilen aus dem Kindertheaterdauerschlager „Utz li gutz li“ von Awraham Schlonski. Diesem großen Meister der Dichtkunst war damit eine vorzügliche, spielerisch-dichterische hebräische Version des „Rumpelstilzchen“ gelungen, die 1965 in Tel Aviv uraufgeführt wurde.

Noch heute kann ich mich an mein Staunen als neunjähriger Zuschauer erinnern, das sich mit dem ansteckenden Spaß vermischte, der mich und die anderen Kinder im Saal bei den zügigen Wortspielen und dem Mitsingen von Sätzen erfasste. Sobald der Funke einer Sprache überspringt, sind Erklärungen überflüssig. In meinem Kurs sind mir die erweiterten Pupillen und das lautlose Lächeln der Studierenden in Erinnerung geblieben.

Mir war unmittelbar klar geworden, dass in den vier Semestern Hebräischunterricht ganz unterschiedliche Teile des Sprachspektrums abgedeckt werden müssen, um nicht diese einzigartige Gelegenheit zu verpassen, diese neue Schöpfung der ursprünglichen semitischen Sprache mit Gewinn zu vermitteln.

Aya Elyada



© Privat

Im Herbst 2004 hatte ich das Vergnügen, den Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur an der LMU als Gastdoktorandin aus Tel Aviv kennenzulernen. Der Lehrstuhl bot mir nicht nur eine hervorragende akademische Umgebung während meiner Dissertationszeit an, sondern eröffnete mir auch die einmalige Möglichkeit, für anderthalb Jahre (2007–2008) als Hebräisch-Lehrerin zu arbeiten. Jedes Semester unterrichtete ich eine Anfänger- und eine Fortgeschrittenen-Gruppe, sowie die jährlich angebotenen Intensiv-Kurse im Rahmen der Sommer-Universität. Rachel Peretz, die ehemalige Ivrit-Lektorin an der LMU, hat mir die Methode „Ivrit be'Ivrit“ beigebracht, die als Ziel hat, das Hebräische als eine lebendige, alltägliche Sprache zu unterrichten. Von Anfang an merkte ich, wie vorteilhaft diese Methode ist: die StudentInnen (und ich!) haben es sehr genossen, uns nicht nur mit Grammatik und Wortschatz zu beschäftigen, sondern auch ganz „normales“ Hebräisch im Unterricht zu sprechen, populäre israelische Lieder zu hören, und aktuelle Texte israelischer Schriftsteller und Journalisten zusammen zu lesen. Viele der StudentInnen hatten eine akademische, berufliche oder persönliche Beziehung zu Israel, und einige hatten dort bereits für eine kurze Zeit gelebt. Für sie war es eine gute Gelegenheit, ihr Wissen über Israel zu vertiefen, und für mich – eine Möglichkeit, zum Lehrstuhl-Leben beizutragen und mit Israel, auch aus der Ferne, in Kontakt zu bleiben.

Am Ende des akademischen Jahres 2007/8 stand ich vor der Wahl, entweder eine „professionelle“ Hebräisch-Lektorin zu werden oder mein ursprüngliches Vorhaben, eine akademische Karriere im Bereich der jüdischen Geschichte zu betreiben,

weiter zu verfolgen. Letztendlich habe ich mich für die zweite Möglichkeit entschieden, aber die Zeit als Hebräisch-Lehrerin an der LMU ist mir – auch 15 Jahre später – immer noch in bester Erinnerung.

Nili Mendelsohn

Von 2007 bis 2009 unterrichtete ich Neuhebräisch am Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur der LMU. In den vier Semestern meines Aufenthalts in München unterrichtete ich auf den drei Niveaustufen Anfänger, Mittelstufe und Fortgeschrittene. Der Umfang meiner Stelle betrug 14 Wochenstunden, und wenn ich mich recht erinnere, waren es um die 25 Teilnehmer pro Kurs.

Bevor ich nach München kam, hatte ich an der Hebräischen Universität Jerusalem im Programm für Gaststudierende aus Übersee unterrichtet und dort auch meine Lizenz als Lehrerin für Hebräisch als Fremdsprache erworben. An der LMU habe ich vom ersten Moment an sehr gerne unterrichtet. Meine hochmotivierten Kursteilnehmer*innen waren intelligent und lernten schnell. Ihr Beweggrund, Hebräisch zu lernen, war wohl ihr tiefes und ernsthaftes Interesse, nicht nur die Geschichte des jüdischen Volkes zu studieren, sondern auch etwas über die moderne israelische Kultur in all ihren Dimensionen zu lernen, was selbstverständlich auch die Sprache beinhaltet.

Ich wandte die Ulpan-Methode an, d.h. ich unterrichtete Hebräisch auf Hebräisch. Vom ersten Augenblick im Unterrichtsraum an spreche ich unter Einsatz von Pantomime und Bildern mit den Studierenden Hebräisch, und verlange das auch von ihnen. Zuerst geht es darum, einzelne Wörter und kurze Ausdrücke zu sagen, dann geht es mit Dialogen und kurzen Texten weiter. In dieser Anfangsphase wiederholen wir immer wieder die Buchstaben des Alef-Bet und erweitern den Wortschatz.

Aus meiner Erfahrung als Sprachlehrerin weiß ich, dass das Sprechen beim Lernen einer neuen Sprache der schwierigste Teil ist. Wir alle scheuen uns natürlicherweise davor, Fehler zu machen oder kommen uns dumm vor, wenn wir mit einem kleinen Vokabular versuchen, in einer neuen Sprache zu sprechen. Doch zu meiner Freude waren die Studierenden nach ein oder zwei Wochen bereits in der Lage, Miniaturgespräche zu führen. Die Kurse schlossen in der Regel mit einer Prüfung in den Bereichen Leseverstehen, Textproduktion und mündliche Präsentation ab.



© Privat

Dass die Kursteilnehmer nicht in einem hebräischsprachigen Umfeld leben, nahm ich nicht als große Hürde für ihren Fortschritt wahr. Ihre Ernsthaftigkeit und Begeisterung wogen diesen Nachteil auf. Ich möchte aber nicht bestreiten, dass es für den Spracherwerb optimal ist, ganz in sie einzutauchen – etwa wenn Lernende in Israel nachmittags beim Lebensmitteleinkauf oder beim Small-Talk mit Anwohnern an der Bushaltestelle anwenden können, was sie vormittags im Ulpan gelernt haben.

Meine lieben Erinnerungen an die LMU reichen aber noch weiter: Von Anfang an spürte ich Michael Brenners Unterstützung und sein Vertrauen, dass ich meine Arbeit gut mache. Ich merkte, dass er mir bei Schwierigkeiten den Rücken stärken würde. Seine angenehme, bescheidene Art werde ich immer in bester Erinnerung halten. Die Atmosphäre, die er in seiner Abteilung und unter den Mitarbeitern herstellt, ist eine besondere, die man nicht an vielen Arbeitsplätzen findet. Es war mir eine Ehre, Teil des Kollegiums zu sein, dessen Mitglieder, und hier vor allem Andrea Sinn, alles taten um mich willkommen fühlen zu lassen und mir beim Einstieg in meinen neuen Alltag zu helfen. Tatsächlich erinnere ich mich nicht ohne Staunen daran, dass ich mich schon wenige Wochen nach meiner Landung in München zuhause fühlte.

Obwohl ich ein längerfristiges Angebot bekam, entschied ich mich nach zwei Jahren an der LMU für die Rückkehr nach Israel. Ich war verlobt und konnte es nicht erwarten, in meinem Herkunftsland eine eigene Familie zu gründen. Doch meine lieb gewonnenen Erinnerungen leben weiter, und ich bin dankbar, dass ich diese wunderbare Chance hatte. Sie hat mein Leben in vielerlei Hinsicht bereichert.

Übersetzung aus dem Englischen von Eva Tyrell



© Tom Hauzenberger

Daphna Uriel

Ein kleiner Aushang an der Hebräischen Universität in Jerusalem (LMU sucht Hebräischlehrerin) sollte im Jahr 2009 mein Leben verändern. Zu diesem Zeitpunkt lebte ich bereits seit einigen Jahren in Deutschland und wollte mein Berufsleben ändern und wieder Hebräisch unterrichten, was ich zuvor als Psychologie- und Soziologiestudentin in Jerusalem getan hatte. München ist seitdem meine Heimat geworden.

Das Unterrichten an der LMU ist ganz anders als das Unterrichten in Israel. Erstens sind die Studierenden im Alltag nicht

von der Sprache umgeben, sondern haben nur ein- oder zweimal pro Woche Kontakt mit dem Hebräischen. Aber großes Interesse und Motivation kompensieren oft den geringen Kontakt mit der Sprache. Oft bin ich die einzige Israelin, die die Studierenden je getroffen haben, und viele von ihnen sind sehr neugierig auf das Land. Eine Sprache zu lehren bedeutet, ihre Kultur in all ihren Erscheinungsformen zu vermitteln: Literatur, Filme, Werbung, Zeitungen, Fernsehen, Slang. Ständig auf dem Laufenden zu bleiben ist manchmal eine Herausforderung für eine Sprachlehrerin, die ihre Muttersprache in einem fremden Land unterrichtet. Sprachen ändern sich schnell, und das Hebräische scheint sich schneller zu verändern als andere Sprachen. Vielleicht liegt es daran, dass seine Wiederbelebung noch nicht so lange her ist, oder vielleicht liegt es an der Natur der Gesellschaft in Israel im Allgemeinen – alles ist immer im Wandel, und zwar extrem schnell.

Eine Sprache zu lehren ist keine Einbahnstraße. Meine Studenten haben mir (vorzugweise auf Hebräisch) viel über die deutsche Gesellschaft, Politik und Kultur beigebracht. Viele von ihnen besuchten auch Israel, privat oder im Rahmen der verschiedenen Stipendien, die jedes Jahr vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU vergeben werden. Für mich ist es immer interessant, mein Land durch ihre Augen zu sehen. „Jeder Student nimmt seinen Platz ein und legt sofort eine Toilettenpapierrolle neben seinen Laptop“, war die schockierte Beobachtung einiger, als sie herausgefunden hatten, dass Taschentücher für israelische Studenten zu teuer sind und sie stattdessen Toilettenpapier verwenden.

Wenn Israelis hören, was ich mache, ist die erste Frage fast immer: Wer möchte Hebräisch lernen? Und warum? Obwohl ich am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur unterrichte, kommen die Studierenden von überall her. Sie haben unterschiedliche Interessen und unterschiedliche Lernmotivationen. Einige forschen zu Themen, die das Lesen hebräischer Texte erfordern; manche würden gerne ein oder zwei Semester in Israel studieren; andere haben Familie in Israel oder ihr Partner ist Israeli; und es gibt diejenigen, die einfach neugierig auf eine Sprache sind, die sich so sehr von den europäischen Sprachen unterscheidet, die sie kennen. Jeder ist willkommen!

Yossi Brill



© LMU/ Manu Theobald

Seit 2015 bin ich Lektor für Hebräisch am Institut für den Nahen und Mittleren Osten. Ich biete Hebräischkurse, Lehrveranstaltungen zur Hebräischen Literatur und Geschichte der Juden im Orient an. Meine Leidenschaft für Literaturwissenschaft und meine berufliche Erfahrung in der jüdischen Geschichte des Nahen Ostens haben mich während meiner Promotion an das Institut für den Nahen und Mittleren Osten gebracht. Ich sehe mich als Vermittler der israelischen Kultur, und die hebräische Sprache als ein Kulturgut, das in der hebräischen Dichtung und Literatur ihren Ausdruck findet. Mein Ziel ist es, den Studierenden den Zugang zur israelischen Kultur und Gesellschaft zu ermöglichen und sie darin zu bestärken, die hebräische Sprache für die Forschung in der Judaistik und zum Wohl der Wissenschaften einzusetzen.

Während der ersten beiden Semester lernen die Studierenden ohne Vorkenntnisse in sechs Stunden pro Woche die Grundlagen der hebräischen Sprache und Schrift, die Grammatik und hören und analysieren Texte. Im dritten und vierten Semester nehmen die Studierenden vier Stunden pro Woche am Kurs teil und beschäftigen sich mit komplexeren Texten und dem Wortschatz zu wissenschaftlichen Themen. Als Ergänzung beschäftigen sie sich mit alltäglichen Phrasen, Midrashim, Lyrik und Liedern.

Neben den regulären Kursen bieten wir 2 Wochenstunden Tutorium als Nachhilfe an. Unser Lehrprogramm orientiert sich an den israelischen Sprachschulen. Der Kurs endet mit einer Prüfung. Die Studierenden profitieren von zwei Initiativen von Ronny Vollandt (Professor für Judaistik an der LMU), dem Projekt NEDABER – einem Online Sprachtausch mit StudentInnen aus Israel und dem Filmclub, in dem wir ausgewählte israelische Werke zeigen.

Eine besondere Erfahrung war die Sprachpraxis, in der wir einen Überblick über die ultraorthodoxen Medien anboten. Fortgeschrittene Studierende haben erstaunt festgestellt, wie sich die Sprache gleichzeitig auf die rabbinische Literatur und auf gesellschaftliche und kulturelle Veränderungen bezieht.

Lydia Barenholz, geb. Richter

Erinnerungen an das Hebräische Gymnasium in München

Mein Name ist Lydia Barenholz-Richter. Als Schülerin lernte ich drei Jahre an der Hebräischen Volksschule (von 1946-1949) und zwei Jahre am Hebräischen Gymnasium (von 1949-1951) in der Möhlstraße. Als die Schule 1951 geschlossen wurde, war ich gerade 13 Jahre alt und besuchte im Anschluss das Münchner Gymnasium an der Wilhelmstraße.

Mein Vater Hermann Richter (1899-1966) war Textilkauflmann, er stammte aus Janow bei Lemberg. Dort heiratete er auch meine Mutter Edith. In München hatte er ein Wäschegeschäft in der Schleißheimer Straße. Sein Grab liegt auf dem neuen israelitischen Friedhof in München.

Am hebräischen Gymnasium versuchten wir, Hebräisch zu sprechen, doch den meisten fiel es schwer. Ich hatte es etwas leichter, weil meine Mutter Hebräisch konnte. Ich wurde in Polen geboren, der Ort Lemberg (Lwów/Lviv) liegt in der heutigen Ukraine. Zuhause sprachen wir Deutsch, denn mein Vater, Hermann Richter (1899-1966) hatte in Wien studiert. Die Muttersprache der meisten Mitschüler und Mitschülerinnen war Jiddisch, dies hörte man in der Schule viel. Ich verstand Jiddisch ganz gut, antwortete aber auf Deutsch. Es war eine säkulare Schule. Durch den Krieg und die Vergangenheit der meisten Kinder gab es keine oder wenige Möglichkeiten für ein traditionelles jüdisches Leben.

Ich glaube nicht, dass es in der Schule Essen gab, denn die dauerte nur einen Tagesteil. Wer waren unsere Lehrer? Ich kann mich nur an den Namen unseres vor allem von den Mädchen sehr geliebten Herrn Jacob Allerhand erinnern. Der wurde später an der Universität Wien Professor und publizierte u.a. Lehrbücher zur Religionsgeschichte des Judentums. Am hebräischen Gymnasium unterrichtete er Hebräisch und Heimatkunde. In diesem Fach lernten wir über Israel und auch seine Gründung im Jahre 1948, dem Jom Ha'atsma'ut. Viele Schulfächer wurden auf Hebräisch unterrichtet, doch waren die



1 Wäscheetikett des Vaters
mit Geschäftsadresse 1866.



2 Lydia Barenholz-Richter bei der Vitrine mit ihren Schulheften im Jüdischen Museum München (2023).

Unterrichtsinhalte z.T. andere als am öffentlichen Gymnasium in München. Als ich später auf ein öffentliches Gymnasium ging, hatte ich Lücken in Erdkunde, Biologie und Geschichte. Aber am meisten fehlte mir die deutsche Rechtschreibung. Mein Deutsch kannte ich nur vom Sprechen.

Zur Eröffnung der Ausstellung im Jüdischen Museum München, "München Displaced" am 4. Juli 2023, zu der ich eingeladen war, schickte ich neun Fotos von der Volksschule und dem Gymnasium, 8 Schulbücher, 5 Zeugnisse und ein Hausaufgabenheft mit Korrekturen, die ich 75 Jahre lang aufgehoben hatte!

Alles, bis auf mein Heft, habe ich dem Museum geschenkt. Auf mein Heft bin ich noch stolz, da ich als Zwölfjährige eine schöne Handschrift hatte. Im Museum hat man mir eine eigene Vitrine zugewiesen mit allen tastbaren Erinnerungen und Fotos an der Wand.

Lioba Niederhoff, Ann-Kathrin Link und Thomas Kestler

Europäische Sommeruniversität für Jüdische Studien vom 11. bis 16. Juni 2023 in Hohenems: „Ex Oriente Lux? Arabisch-jüdisch-islamische Berührungen“

Dieses Jahr ging die Sommeruniversität für jüdische Studien Hohenems unter dem Titel „Ex Oriente Lux? Arabisch-Jüdisch-Islamische Berührungen“ in die 13. Runde. Zahlreiche Studierende aus Universitäten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz reisten dafür in das vorarlbergerische Hohenems, einem Städtchen mit weit zurückreichender jüdischer Geschichte. Ihr Beginn wird auf das Jahr 1617 datiert, als der Reichsgraf Kaspar von Hohenems in einem Schutzbrief die Grundlage für jüdisches Leben in Hohenems schuf. Dies und vieles mehr lernten wir am Ankunftstag in einer spannenden Stadtführung vom Leiter des Jüdischen Museums Hohenems, Dr. Hanno Loewy.

Die darauffolgende Woche war gefüllt mit spannenden und abwechslungsreichen Angeboten. Durch die Wahlmöglichkeit der Workshops und Seminare wurde den Teilnehmenden ermöglicht, ihren individuellen Studieninteressen nachzugehen. Jeder Tag begann mit einem Sprach-Workshop. Von uns Münchner Studierenden wurde der Kurs zu Neuhebräisch von Annabelle Fuchs sowie der Kurs zu Judezmo (Judenspanisch) von Dr. Michael Studemund-Halévy belegt. Der Neuhebräisch-Kurs bot einen thematischen Fokus auf jüdisch-arabischen Frauenfiguren in Israel, sodass neben dem Wortschatz auch das Wissen über den Beitrag jener Frauen zur israelischen Gesellschaft erweitert wurde. Der Judezmo-Muttersprachler Studemund-Halévy sprach mit den Studierenden über Forscher, Autoren im Balkan und der Türkei und über den aktuellen Stand der aussterbenden Sprache.

Auf das Morgenprogramm folgten Vorträge und Seminare. Diese behandelten entweder die Sicht des europäischen Judentums auf den Orient oder die Geschichte des Judentums in dieser

Region. Diskutiert wurde über grundsätzliche Begrifflichkeiten wie "Orient" oder "Misrachi", und Konstruktionen von orientalischen Bildern anhand von Weiblichkeitsdarstellungen der 'Schönen Jüdin' in der Kunst oder Reiseberichten. Misrachi Spoken Word Poetry oder kulturelles Erbe von Jüdischen Gemeinden in Afrika etc. Auch die wissenschaftlichen Mitarbeiter unseres Lehrstuhls waren prominent im Programm vertreten: Allianz-Gastprofessor Dr. Lior Sternfeld von der Pennsylvania State University und Dr. Gilad Shenhav hielten Vorträge und Dr. Julia Schneidawind, die auch maßgeblich an der Organisation beteiligt war, tauchte mit den Teilnehmern in die Reiseberichte Jüdischer Orientalisten. Außerdem gab es für Studierende die Möglichkeit eigene Arbeiten vorzustellen. Eine Studentin aus der Judaistik der LMU, Lola Graziani, stellte ihr BA-Arbeit über einen wichtigen Text der jüdischen Mystik (Sefer Yetzirah) vor, der die Welt überwiegend nach sprachlichen Parametern darstellt und interpretiert.

Außerdem gab es zahlreiche zusätzliche Angebote, von einer Lesung und Filmen bis zum Besuch des Jüdischen Friedhofs und einer Führung durch die aktuelle Ausstellung des Museums "A Place of Our Own. Vier Palästinenserinnen in Tel Aviv". Gezeigt werden sollte der "Jüdische Blick" einer Fotografin auf vier palästinensische Studentinnen. Dieses Konzept verwunderte manche Teilnehmer und sorgte im weiteren Austausch für eine rege Diskussion und auch Kritik an der fehlenden Einordnung einiger Exponate wie der WhatsApp Chats zwischen der Fotografin und einem Model. Besonders Treffen außerhalb des Programms, wie beim Grillfest oder in der Mittagspause mit einem Bagel im wunderschönen Garten des Museums, bot allen Teilnehmern die einzigartige Möglichkeit, mit allen ins Gespräch zu kommen über Kurse und darüber hinaus zu diskutieren. Auch die Umgebung ermutigte zu privaten Ausflügen, sei es Wandern zur Burgruine auf dem Berg bei Hohenems oder Schwimmen im nahe gelegenen Alten Rhein.

Insgesamt war es eine bereichernde Erfahrung und eine wunderschöne Woche. Gerne im nächsten Jahr wieder in Hohenems!

Nachrichten und Termine

Neues von Mitarbeitern und Absolventen / Veranstaltungen / Nachrichten vom Freundeskreis des Lehrstuhls

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Im Wintersemester darf der Lehrstuhl wieder einige Gäste an der LMU begrüßen: **Prof. Dr. Aya Elyada** wird als Brodt Foundation Gastprofessorin lehren. Seit 2012 lehrt sie am Geschichtsdepartment der Hebrew University Jerusalem. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen deutsche und deutsch-jüdische Geschichte und Kultur, christlich-jüdische Beziehungen sowie jiddische Sprache und Literatur. In ihrem aktuellen Projekt untersucht sie die Rolle der altjiddischen Literatur in der modernen deutschen und deutsch-jüdischen Kultur. Aya Elyada ist München auf besondere Weise verbunden: Zwischen 2004 und 2009 war sie als Doktorandin am Lehrstuhl, wo sie auch ein Semester Hebräisch unterrichtete. Im Herbst wird sie das Seminar „Neighbors and Strangers: Christian-

Jewish Relations in Germany, 1450-1750“ sowie die Vorlesung „Jewish Lives in Early Modern Germany“ anbieten.

Als Gastprofessor für Arabisch-Israelische Koexistenz begrüßen wir im Herbst **Prof. Dr. Omar Kamil**. Kamil war bis 2011 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur an der Universität Leipzig und hatte anschließend zahlreiche Gastprofessuren inne. Zuletzt war er Vertretungsprofessor für die Geschichte Westasiens an der Universität Erfurt. Forschungs- und Lehraufenthalte führten ihn nach Algerien, Ägypten, Israel, die palästinensischen Autonomiegebiete und Syrien. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Antisemitismus-Rezeption im arabischen Raum sowie jüdische Geschichte und Kultur in islamischen Gesellschaften. Omar Kamil wird das



Prof. Dr. Aya Elyada (Foto: Privat)



Prof. Dr. Omar Kamil (Foto: Privat)

Blockseminar „Die Wahrnehmung des Holocaust in der islamischen Welt in Geschichte und Gegenwart“ anbieten.

PD Dr. Mirjam Zadoff hat für ihre Arbeit als Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München den Bayerischen Verdienstorden erhalten. In der Laudatio wurde neben ihrem beruflichen Wirken auch ihr gesellschaftliches Engagement gewürdigt: „Als Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München hat Mirjam Zadoff dort viele eigene Akzente gesetzt, etwa mit der Einbeziehung zeitgenössischer Kunst oder der aktiven Beteiligung von Schülerinnen und Schülern. Darüber hinaus setzt sie sich in vielen weiteren Ämtern für Demokratie und eine offene Gesellschaft sowie ein lebendiges Bildungs- und Kulturleben in der Landeshauptstadt München ein.“

Dr. Julia Schneidawind, seit Oktober 2022 Assistentin am Lehrstuhl, erhält für ihre Dissertation „Schicksale und ihre Bücher: Deutsch-jüdische Privatbibliotheken zwischen Jerusalem, Tunis und Los Angeles“ den Eduard-Duckesz Preis 2023. Der Preis wird alle drei Jahre vom Institut für die Geschichte der Juden in Hamburg und der Moses Mendelssohn Akademie (Halberstadt) verliehen und ist mit 3.000 Euro dotiert. Die Dissertation ist im Oktober im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht erschienen.

Dr. Martina Niedhammer hat im Wintersemester die Kurt-David-Brühl-Gastprofessur am Centrum für Jüdische Studien der Universität Graz inne, wo sie zwei

Seminare im Bereich der jüdischen Kulturgeschichte Ostmitteleuropas anbietet. Daran nehmen im Rahmen eines virtuellen Austauschprogramms auch Studierende der Bar-Ilan University in Israel teil.

Seit dem Erscheinen der letzten Ausgabe sind wieder einige Abschlussarbeiten im Bereich der modernen jüdischen Geschichte entstanden: In der Neueren und Neuesten Geschichte verteidigte Mateusz Majman im April 2023 seine Dissertation „A Multigenerational Study on Collective Memory of the Holocaust among the Mountain Jews“. Beverly Fietzek schrieb ihre Masterarbeit über „Jüdisches Leben im Landkreis Mühldorf von 1945–1950“ und Gerald Leow seine Bachelorarbeit über „The UN and Israel’s Foreign Policy Towards its Neighbours, 1948–1967“.

Wir gratulieren herzlich!

VERANSTALTUNGEN

Rückblick



Ghilad Shenhav, Alfred Tovias, Lior Sternfeld, Arie Dubnov (v.l.n.r) (Foto: © Tom Hauzenberger)

Als Auftakt der öffentlichen Veranstaltung des Sommersemesters fand am 11. Mai die Podiumsdiskussion „75 Years of Israel: A Critical Reassessment“ statt. Teilnehmer der Diskussion waren Allianz Gastprofessor **Prof. Dr. Lior Sternfeld** (Penn State University), **Prof. Dr. Arie M. Dubnov** (George Washington University), **Prof. Dr. Anat Feinberg** (Hochschule für Jüdische Studien, Heidelberg) und **Prof. Dr. Alfred Tovias** (Hebrew University Jerusalem). Die Veranstaltung nahm das Jubiläum des Staates Israel zum Anlass, um die historischen, aber auch aktuellen Entwicklungen in den Bereichen Kultur, Politik und Gesellschaft einer kritischen Bestandsaufnahme zu unterziehen. Die Veranstaltung wurde vom Zentrum für Israel-Studien (ZIS) organisiert und von **Dr. Ghilad Shenhav** moderiert. Zugleich war die Diskussion die Abschlussveranstaltung der Allianz Gastprofessur für Jüdische und Islamische Studien, die seit 2003 renommierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach München brachte.

Am 21. Juni fand im Andenken an die langjährige Jiddisch-Lektorin Evita Wiecki (1968-2022) das Symposium *di alte mutersprach fun nayem sfinks* im Historischen Kolleg statt. Es sprachen Dr. Carmen Reichert (Augsburg), Prof. Dr. Sabine Koller (Regensburg), Dr. des. Daria Vakhrushova (LMU/Düsseldorf) und Dr. Hanan Bordin (Regensburg). Nach den Erinnerungsworten von Prof. Dr. Michael Brenner, Prof. Dr. Philipp Lenhard, Jakob Liebig und Ellen Presser hielt Prof. Dr. Efrat Gal-Ed



Referentinnen und Referenten des Symposiums und Angehörige (Foto: © Tom Hauzenberger)

(Düsseldorf) den Abendvortrag zum Thema „Ich geh durch tausend hoch gewölbte Tore“. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und durch großzügige Unterstützung von Brigita Zaidman statt.

Ein Highlight des Sommersemesters stellte die öffentliche Lesung am 6. Juli von **Ayelet Gundar Goshen** im Literaturhaus München dar. Die preisgekrönte israelische Schriftstellerin gab im Rahmen ihres Vortrags zum Thema „Guilty Pleasures: The Role of Guilt & Pleasure in Literature and Real Life“ tiefe Einblicke in ihr literarisches Werk sowie über ihre Arbeit als Psychologin. Der Abend wurde von dem Journalisten Carsten Hueck moderiert. Gleichmaßen positive Resonanz erfuhr das Blockseminar „Writing the Nation’s History – Israeli Literature across the Generations“ welche Gundar Goshen im Rahmen der Amos Oz Poetik-Gastprofessur für Hebräische Literatur an der LMU anbot.

Zum Semesterabschluss hielten Prof. Dr. Norbert Waszek (Paris) und Julia Schneidawind am 18. Juli gemeinsam einen Vortrag zum Thema „Franz Rosenzweigs Erbe in Tunis – Die Geschichte einer Bibliothek.“ Die Veranstaltung fand in Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern statt.

Einige der Veranstaltungen können als Podcast nachgehört werden: <https://cast.itunes.uni-muenchen.de/vod/playlists/bF2u8gdUr6.html>

Vorschau

Auch für das Wintersemester sind wieder einige öffentliche Vorträge geplant: Am 31. Oktober wird **Prof. Dr. Omar Kamil** seinen öffentlichen Vortrag „Antisemitismus in der arabischen Welt – Entstehung und Wirkungen im nationalen und transnationalen Kontext“ halten. Der öffentliche Vortrag findet um 19 Uhr c.t. in Raum K001 im Historicum statt.

Für November konnte der Lehrstuhl gleich eine Reihe von renommierten Referentinnen und Referenten gewinnen. Am 14. November wird **Prof. Dr. Guy Miron** den Vortrag „Wir sind Luftmenschen geworden“ *The spatial experience of German Jews in the Third Reich* halten. Miron lehrte zwischen 2003 und 2014 am Schechter Institut Jerusalem und hat seit 2014 eine Professur an der Open University Tel Aviv inne. Zu seinen Forschungsschwerpunk-

ten zählt die Jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Dr. Cédric Cohen-Skalli wird ebenfalls am 14. November zum Thema „The Political Thought of Gustav Landauer“ sprechen. Die Veranstaltung beginnt um 19 Uhr c.t. in Raum K001 im Historicum.

Beide Vorträge sind Teil eines Young Scholar-Workshops für Jüdische Studien, der von Ghilad Shenhav und Julia Schneidawind organisiert wird und im Rahmen dessen Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler ihre Arbeiten vorstellen und diskutieren können. Der Workshop findet durch finanzielle Förderung des Historischen Seminars und des Freundeskreises statt.

Der 16. November 2023 steht im Zeichen der Fotografin Ricarda Schwerin. Der Historiker und Journalist Tom Segev, der Sohn der Fotografin, wird über seine 2022 erschienene Memoiren *Jerusalem Ecke Berlin* (Siedler) sprechen. Dr. Anna Sophia Messner stellt ihr 2023 bei Wallstein erschienenes Buch *Palästina/Israel im Blick. Bildgeographien deutsch-jüdischer Fotografinnen nach 1933* vor, in dem Ricarda Schwerin eine der Protagonistinnen ist. Die Arbeit war als Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität entstanden. Die Veranstaltung findet in Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern um 18 Uhr c.t. in Raum M010 im Hauptgebäude der LMU statt.

Am 9. Januar 2024 wird der Journalist und Autor **Ulrich Chaussy** sein aktuelles Buch *Arthur Eichengrün. Der Mann, der alles erfinden konnte, nur nicht sich selbst* (Herder 2023) vorstellen. In der Publikation ergründet Chaussy die Biografie des bedeutenden Erfinders und Unternehmers Erich Eichengrün, der einige Zeit als Nachbar Hitlers am Obersalzberg wohnte. Chaussy ist Journalist, Autor und Moderator. Sein vielbeachtetes Buch *Oktobrfest ein Attentat* (1985/2014) wurde mit dem Internationalen Publizistikpreis ausgezeichnet. Die Veranstaltung findet um 19 Uhr c.t. in Raum K001 im Historicum statt.

Anmeldungen zu allen Veranstaltungen sind unter juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de oder telefonisch unter 089 / 2180 6769 möglich. Weitere Informationen zu Veranstaltungen des Lehrstuhls werden separat mitgeteilt und über die Webseite des Lehrstuhls bekanntgegeben: <https://www.jgk.geschichte.uni-muenchen.de/aktuelles/termine/index.html>.

NEUES VOM FREUNDESKREIS DES LEHRSTUHLIS

Satzungsgemäß wurde zur alljährlichen Mitgliederversammlung eingeladen, die am 24. Mai 2023 in der Monacensia stattgefunden hat. Der amtierende Vorstand wurde in der regulären Wahl für die nächsten drei Jahre bestätigt, die Vorsitzende Olga Mannheimer kündigte bereits an, nicht mehr für die volle Amtsperiode als Vorsitzende zur Verfügung zu stehen. Neben Berich-

ten aus dem Vereinsvorstand bildet die Auszeichnung von Studierenden den eigentlichen Kern der Mitgliederversammlung: Für das Kalenderjahr 2023 konnten drei Seminararbeiten ausgezeichnet werden: Elisabeth Lehmler verfasste im Kurs von Frau Prof. Dr. Eva Haverkamp-Rott eine Seminararbeit mit dem Titel „Autonomie und Macht: Ein Vergleich zwischen jüdischen Gemeinden und Handwerkszünften im Mittelalter“, Pauline Grafs Arbeit mit Titel „Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ entstand im Kurs von Dr. Julia Schneidawind, und Nikolaus Redmann schrieb im Kurs von Prof. Dr. Ghilad Ben-Nun die ausgezeichnete Arbeit „Orientalistische Ansichten über die arabische Bevölkerung in Theodor Herzls ‚Altneuland‘“.

Viele Bewerbungen waren für das Ulpan- und Jiddisch-Stipendium eingegangen, unter ihnen wurden ausgewählt

- **Sina Eyob** (Günther Anders-Stipendium 2023)
- **Thomas Kestler** (Leon und Lola-Teicher Stipendium 2023)
- **Ann-Kathrin Link** (Gerald D. Feldman-Stipendium 2023)
- **Johanna Sührig** (Evita-Wiecki-Stipendium 2023)

Die Erfahrungsberichte von geförderten Studierenden werden seit einigen Jahren nicht nur obligatorisch schriftlich eingereicht, sondern eindrucksstark teils auch auf der Mitgliederversammlung vorgetragen. Um ihnen mehr Sichtbar-

keit zu verleihen, ist ihnen eine Nummer des Newsletters gewidmet worden.

Das Sommersemester 2023 ist im Vereinsvorstand genutzt worden, um Anpassungen in der Verwaltung, insbesondere im Bereich der Finanzen, vorzunehmen: Auf der Mitgliederversammlung 2023 ist im Sinne der Einnahmoptimierung die Erhöhung des regulären Mitgliedsbeitrags diskutiert worden. Außerdem ist auf Initiative des Vereinsvorstands in enger Abstimmung mit dem Herausgeberteam der **Münchener Beiträge für Jüdische Geschichte und Kultur** eine Kooperation mit der **Universitätsbibliothek der LMU München** angestoßen worden: Dank dieser Kooperation kann die Zeitschrift nicht nur kosteneffizienter herausgegeben werden, sie erfährt auch mehr Sichtbarkeit durch entsprechende Verzeichnung der Metadaten. Die Zeitschrift wird auch weiterhin gedruckt erscheinen und den Vereinsmitgliedern zugeschickt, zusätzlich erscheinen die Münchner Beiträge als Open Access Zeitschrift.

Am 29. Juni 2023 fand auf Initiative des Vereinsvorstands eine exklusive **Führung im NS-Dokumentationszentrum** durch die Ausstellung „Wichtiger als unser Leben.“ Das Untergrundarchiv des Warschauer Ghettos“ mit **Dr. Mirjam Zadoff** statt. Das Angebot wurde mit großem Interesse wahrgenommen. Im Anschluss an die Führung, in der Mirjam Zadoff die beeindruckenden Exponate vielschichtig in historische Zusammenhänge rückte,

fanden anregende Gespräche bei einem gelösten Miteinander statt.

Wir trauern um unser langjähriges Kuratoriumsmitglied **Prof. Peter Lilienthal**. 1927 in Berlin geboren, wanderte er im Alter von zwölf Jahren mit seiner Mutter nach Uruguay aus und kehrte 1954 nach Deutschland zurück, wo er zunächst experimentelle Fernsehfilme drehte und 1970 mit „Malatesta“ sein Filmdebüt feierte. Sein größter Erfolg war der Film „David“ (1979), in dem er das Schicksal eines jüdischen Jungen, der den Naziterror in Berlin überlebte, nachzeichnete. Lilienthal wurde dafür mit dem Goldenen Bären ausgezeichnet. Zudem erhielt er drei Mal den Deutschen Filmpreis und war Gründungsdirektor der Sektion Film- und Medienkunst der West-Berliner Akademie der Künste. Er lehrte an der Kunsthochschule für Medien Köln und der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin. Mehrere Male kam er als Gast in die Seminare unseres Lehrstuhls und diskutierte mit unseren Studierenden über seine Filme. All jene, die ihn erlebt haben, werden seinen feinsinnigen Humor, seine Diskutierfreudigkeit und seinen tiefen Sinn für Gerechtigkeit vermissen. Peter Lilienthal starb am 28. April 2023 in München.

Nachrichten und Termine der Professur für Mittelalterliche Jüdische Geschichte

Neues von Mitarbeitern und Absolventen / Veranstaltungen

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Dr. Astrid Riedler-Pohlers und **Susanne Weigand** sind seit Mitte 2022 Mitarbeiterinnen im DFG Projekt „Diverse Sources - Shared Histories. Jewish Cultural Heritage from the Middle Ages in Contemporary Discourse“. Geleitet wird dieses Teilprojekt des Schwerpunktprogramms „Jüdisches Kulturerbe“ (SPP 2357) von **Prof. Eva Haverkamp-Rott** und **Prof. Avraham (Rami) Reiner** (Ben Gurion Universität). Weitere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind **Dr. Chana Shaham-Rosby** (Ben Gurion) und als Hilfskräfte **Maria Deischl** (LMU) und **Yegor Ordyan** (LMU). **Dr. Ahuva Liberles** (Tel Aviv Universität) trägt als Kooperationspartnerin bei. Das Projekt, in dessen Zentrum die Jüdische Gemeinde Regensburgs steht, verfolgt eine Reihe von Zielen: die Erforschung der Rezeption der mittelalterlichen jüdischen Geschichte in der Neuzeit, darunter auch der Umgang mit den mittelalterlichen Grabsteinen, die Veröffentlichung eines kommentierten Quellenbuches zur mittelalterlichen jüdischen Geschichte Regensburgs für den Unterricht an Schulen und Universitäten, die Kartierung einiger Aspekte jüdischen mittelalterlichen Lebens in Bayern sowie die Dokumentation der Grabsteine des Neuen Jüdi-

schen Friedhofs Regensburg einschließlich der Kommentierung der Inschriften und prosopographischer Studien, die als Buch über die Gemeinde im 19. und 20. Jahrhundert veröffentlicht werden. Die wohl wichtigste Aufgabe des Projekts ist allerdings die Begleitung der Patrimonialisierung von jüdischem Kulturerbe durch die Jüdische Gemeinde Regensburg. In diesem Prozess entscheiden Mitglieder*innen der Gemeinde, welche Inhalte aus verschiedenen Zeitstufen der Vergangenheit als jüdisches Kulturerbe ihrer Gemeinde für die Zukunft bewahrt werden sollen. Diese Inhalte werden in Form von Ausstellungen zu einer Reihe von Themen in den Räumen des Gemeindezentrums präsentiert. Die erste Ausstellung wurde Ende Juni eröffnet. Das DFG-Projekt und erste Ergebnisse der umfangreichen Aufgaben wurden bereits auf Tagungen und Konferenzen, darunter der European Association for Jewish Studies in Frankfurt, des International Medieval Congress in Leeds sowie des Historikertages in Leipzig vorgestellt.

Abschlussarbeiten in der Mittelalterlichen Jüdischen Geschichte wurden in letzten beiden Semestern folgende verfasst: **Tobias Fischer** eine Masterarbeit zum Thema „Handlungsmöglichkeiten Regensburger Juden zu Zeiten Ludwigs

des Bayern“, **Sara Baljak** eine Bachelorarbeit unter dem Titel „Vorstellungen von Unreinheit im Hoch- und Spätmittelalter“, **Judith-Katharina Elias** eine Bachelorarbeit zu „Emotionen im Sefer Hasidim“ und **Ina Timm** ihre Bachelorarbeit „Die Rezeption der Juden in Birgitta von Schwedens Offenbarungen. Juden im mittelalterlichen Skandinavien“. Wir gratulieren ganz herzlich!

VERANSTALTUNGEN

Rückblick

Im letzten akademischen Jahr haben folgende Gäste der Professur für Mittelalterliche Jüdische Geschichte ihre Forschungen vorgestellt: **Hannah Teddy Schachter** (Jerusalem): „De Judeis Dotalicii: Jüdisches Leben in den Wittumsstädten der Königinnen von Frankreich“; **Franziska Kleybolte** (Münster): „Die christliche Appropriation von Iberischen Synagogen. Eine Geschichte von Ver- und Entflechtung am Beispiel des mittelalterlichen Segovias“; **Chana Shacham-Rosby** (Bar Ilan Universität): „Depicting Elijah the Prophet in Late Medieval Central Europe“; **Dr. Miri Fenton** (Jerusalem): „Conflict and community: The impact of royal petitioning on Jewish dispute resolution in the High Medieval Crown of Aragon“; **Dr. Neta Bodner** (Open University of Israel): „Look to the rock from which you were cut and to the quarry from which you were hewn“ (Isaiah 51:1) Stones and Symbolism in Medieval Jewish Architecture in Ashkenaz“.

Vorschau

Im Wintersemester 2023/24 werden folgende Vorträge stattfinden, jeweils Mittwochs in Raum 302 von 18-20 Uhr: am 15. November, **Dr. Amélie Sagasser**, Paris, in Präsenz: „Juden und Judentum in vorgratianischen Sammlungen: das Beispiel Burchards von Worms“; am 6. Dezember, über zoom: **Laurent Urbont**, Stanford: „The Place of the Dead in High Medieval Ashkenaz“ sowie am 31. Januar in Präsenz Prof. Eva Haverkamp-Rott: „Ein jüdischer Geldverleiher in der Kritik zur Zeit von König Sigismund“.

Die Autorinnen und Autoren

Annabelle Fuchs

hat in München, Heidelberg und Jerusalem Nahostwissenschaften und Jüdische Studien studiert. Im Juli dieses Jahres hat sie ihre Doktorarbeit eingereicht, in der sie sich mit ausgewählten Texten hebräischer Erzähl- und Midraschliteratur des Mittelalters befasste. Die Verteidigung der Arbeit ist für das kommende Wintersemester geplant. Annabelle Fuchs ist derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Judaistik am Institut für den Nahen und Mittleren Osten in München.

Sarah Lemaire

Sarah Lemaire promoviert am Institut für den Nahen und Mittleren Osten (LMU München) zum Thema „Die Welterschöpfung in Atah konanta ‘Olam von Jose ben Jose“. Ihr Forschungsinteresse gilt der synagogalen Poesie (Pijjut) und den aramäischen Bibelübersetzungen.

Ittai Joseph Tamari

ist in Israel geboren, kam 1987 nach Deutschland, studierte Grafisches Gewerbe und Buchwissenschaft und promovierte 1993 an der Mainzer Johannes Gutenberg-Universität. Als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung erstellte er an der Universität und der Technischen Hochschule zu Köln Datenbanken zur Geschichte der aschkenasischen Druckschriftlettern. Ab 2004 folgten wiederholt Lehr- und Forschungsaufträge an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seit 2016 ist er als Leiter des Heidelberger Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland tätig. Zurzeit arbeitet er an einer Gesamtdarstellung der aschkenasischen Druckschriftlettern.

Eva Tyrell

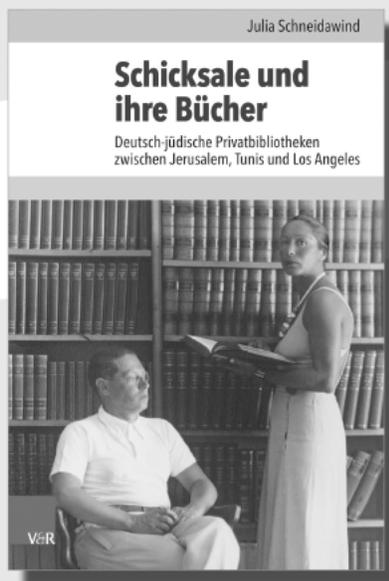
arbeitet bei Public History im Kulturreferat der Landeshauptstadt München. Der Schwerpunkt der Historikerin und Judaistin ist die Erforschung und Vermittlung der Geschichte des jüdischen Münchens. Mit ihrer narratologischen Studie zu Überzeugungsstrategien in antiken hebräischen und griechischen Geschichtserzählungen wurde sie sowohl von der Uni-

versität Bern als auch von der Tel Aviv University promoviert: *Strategies of Persuasion in Herodotus' Histories and Genesis-Kings: Evoking Reality in Ancient Narratives of a Past* (JSJSup 195), Leiden 2020. Ein aktuelles Vorhaben ist die Edition einschlägiger Quellen zur jüdischen Geschichte Münchens.

Stefan Jakob Wimmer

ist Fachreferent für Hebräisch, Jiddisch und Alter Orient an der Orient- und Asienabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek München und außerplanmäßiger Professor für Ägyptologie an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er hat an der Hebräischen Universität Jerusalem studiert und promoviert und ist in interreligiösen Gremien engagiert, u.a. als Vorsitzender der Gesellschaft Freunde Abrahams für religionsgeschichtliche Forschung und interreligiösen Dialog. Er ist Herausgeber der Buchreihe *Ägypten und Altes Testament* und der Zeitschrift *Blätter Abrahams – Beiträge zu religionsgeschichtlicher Forschung und interreligiösem Dialog* und im Board of Advisors der Zeitschrift *Illuminatio-Svjeticnik-Almanar. Journal on Religion, Society and State* (Sarajewo).

AUF DEN SPUREN DER BÜCHER



Julia Schneidawind
Schicksale und ihre Bücher
Deutsch-jüdische Privatbibliotheken
zwischen Jerusalem, Tunis und
Los Angeles

2023, 308 Seiten, mit 43 Abb., gebunden
49,00 € | 51,00 € (A)
ISBN: 978-3-525-50031-6

„Bücher haben ihre Schicksale“ lautet ein vielzitiertes Sprichwort. Dass Bücherschicksale aufs engste mit jenem ihrer Besitzer verknüpft sind, zeigt sich besonders eindringlich am Beispiel jüdischer Privatbibliotheken. Bis heute findet sich deutsch-jüdischer Buchbesitz über die Welt zerstreut.

Julia Schneidawind rekonstruiert die Überlieferungsgeschichte deutsch-jüdischer Privatbibliotheken. Während eine nicht bezifferbare Masse an jüdischem Buchbesitz durch Raub, Verfolgung, und Krieg nach 1933 unwiederbringlich zerstört wurde, sind heute wenige Sammlungen über die Welt verstreut erhalten geblieben. So etwa befindet sich die Sammlung Franz Rosenzweigs (1886–1929) heute in Tunesien. Die Autorin folgt den Spuren der Sammlungen von ihrem Entstehungskontext an ihre heutigen Verwahrungsorte und eröffnet wichtige Erkenntnisse mit Blick auf die Frage nach Translokation materieller Kultur, aber auch dem Nachwirken deutsch-jüdischen Büchererbes heute in unterschiedlichen Räumen und Kontexten.



MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

DIE THEMEN DER BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

1/2007

Yfaat Weiss über LEA GOLDBERG,
Themenschwerpunkt Juden im
Nachkriegsdeutschland

2/2007

ZUR HISTORISCHEN GESTALT
GERSHOM SCHOLEMS — mit Beiträgen
von Jürgen Habermas, David A. Rees, Itta
Shedletzky, Lina Barouch, Mirjam Triendl-
Zadoff, Noam Zadoff und Giulio Busi

1/2008

MÜNCHNER PORTRÄTS: DREI JÜDI-
SCHE BIOGRAPHIEN — Christian Ude
zu Kurt Eisner, Hans-Jochen Vogel zu
Lion Feuchtwanger, Rachel Salamander zu
Gerty Spies

2/2008

JUDENTUM UND ISLAM — mit Bei-
trägen von John M. Efron, Richard I. Cohen
und Carlos Fraenkel

1/2009

DEUTSCHLAND IN ISRAEL — ISRAEL
IN DEUTSCHLAND — mit Beiträgen
von Dan Laor, Anja Siegemund, Christian
Kraft, Andrea Livnat, Gisela Dachs, Chaim
Be'er und Julie Grimmeisen

2/2009

DAS PORTATIVE VATERLAND — mit
Beiträgen von Hans Magnus Enzensberger,
Rahel E. Feilchenfeldt, Andreas B. Kilcher,
Michael Krüger, Thomas Meyer, David
B. Ruderman, Ittai J. Tama-ri, Ernst-Peter
Wieckenberg und Reinhard Wittmann

1/2010

EINE DEUTSCH-JÜDISCHE NACH-
KRIEGSGEOGRAPHIE — mit Beiträgen
von Tobias Freimüller, Katharina Friedla,
Anne Gemeinhardt, Monika Halbinger,
Tamar Lewinsky, Hendrik Niether, Andrea
Sinn und Maximilian Strnad

2/2010

VON DER KRISTALLNACHT ZUM
NOVEMBERPOGROM: DER WANDEL
DES GEDENKENS AN DEN 9. NOVEM-
BER 1938 — mit Beiträgen von Norbert
Frei, Anne Giebel, Constantin Goschler,
Monika Halbinger, Harald Schmid und
Alan E. Steinweis

1/2011

EIGENBILDER, FREMDBILDER —
FORSCHUNGEN ZUM ANTIKEN UND
MITTELALTERLICHEN JUDENTUM
— mit Beiträgen von Ismar Schorsch,
Ora Limor und Israel J. Yuval, Kenneth
Stow, Astrid Riedler-Pohlens und Wiebke
Rasumny

2/2011

DAS NEUE SEFARAD — DAS
MODERNE SPANIEN UND SEIN JÜDI-
SCHES ERBE — mit Beiträgen von David
Nirenberg, Michael Studemund-Halévy,
Michal Friedman, Stefanie Schüler-Sprin-
gorum, An-na Menny, Carlos Collado Sei-
del und Alejandro Baer

1/2012

JÜDISCHE STIMMEN IM DISKURS
DER SECHZIGER JAHRE — Elmauer
Gespräche mit Awi Blumenfeld, Michael
Brenner, Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner,
Norbert Frei, Jürgen Habermas und Rachel
Salamander

2/2012

KUNSTSTADT MÜNCHEN? UNTERBROCHENE LEBENSWEGE — mit Beiträgen von Willibald Sauerländer, Sandra Steinleitner, Olena Balun, Anna Messner, Winfried Nerdinger, Eva-Maria Troelenberg, Annette Hagedorn, Heidi Thiede und Lisa Christina Kolb

1/2013

ISRAEL AND EUROPE — Contributions by Colin Shindler, Azriel Bermant, Samuel Ghiles-Meilhac, Rory Miller, Oren Osterer, Jakub Tyszkiewicz and Noam Zadoff

2/2013

BRIEFE IM EXIL — JÜDISCHE EMIGRANTEN IN DEN USA — Guy Stern, Thomas Meyer, Mirjam Zadoff, Michael A. Meyer, Friedrich Wilhelm Graf, Marie Luise Knott, Martina Steer und Hiltrud Häntzschel kommentieren Briefe von Leo Strauss, Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger, Ernst Cassirer, Hannah Arendt, Friedrich Torberg, Selma Stern

1/2014

ZIONISMUS UND NATURWISSENSCHAFT — mit Beiträgen von Kärin Nickelsen, Dana von Suffrin, Derek J. Penslar, Ute Deichmann, Anthony S. Travis, Sarah Oren, Yulia Egorova und Dieter Langewiesche

2/2014

JUDENVERFOLGUNG IN MÜNCHEN — mit Beiträgen von Andreas Heusler, Dana Smith, Christiane Kuller, Susanna Schrafstetter und Maximilian Strnad

1/2015

DAS GROSSE IM KLEINEN — ÜBER ERZIEHUNG — mit Beiträgen von Betina Bannasch, Michael Brenner, Nazli Hodaie, Philipp Lenhard, Julia Müller-Kittau, Gregor Pelger, Evita Wiecki und Mirjam Zadoff

2/2015

LEBENSFREUNDSCHAFTEN JÜDISCHER INTELLEKTUELLER IM 20. JAHRHUNDERT — mit Beiträgen von Lars Bullmann, Philipp Lenhard, Gerhard Scheit, Heidrun Siller-Brabant und Shulamit Volkov

1/2016

JÜDISCHE ARMUT — mit Beiträgen von Martha Keil, Sabine Koller, Gerhard Langer, Jeffrey Shandler und Susanne Talabardon

2/2016

VON EUROPA NACH SÜDAMERIKA — DEUTSCH-JÜDISCHE KULTUR IN DER EMIGRATION — mit Beiträgen von Alejandro Baer, Liliana Ruth Feierstein, Johanna Hopfengärtner, Luis Krausz, Irene Münster, Sonja Wegner und Alexander Valeriu

1/2017

50 JAHRE SECHS-TAGE-KRIEG — mit Beiträgen von Johannes Becke, Julie Grimmeisen, Andreas Heusler, Katharina Hey, Wolfgang Kraushaar, Dominik Peters, Hannes Pichler und Raphael Rauch

2/2017

NACHBARSCHAFTEN. THOMAS MANN UND SEINE JÜDISCHEN SCHRIFTSTELLER- UND KÜNSTLERKOLLEGEN IN MÜNCHEN — mit Beiträgen von Dirk Heißeberer, Carmen Sippl und Guy Stern

1/2018

DIE MÖHLSTRASSE — EIN JÜDISCHES KAPITEL DER MÜNCHNER NACHKRIEGSGESCHICHTE — mit Beiträgen von Anna Holian, Willibald Karl, Lilly Maier, Raphael Rauch und Ronen Steinke

2/2018

MÄRZ '68 IN POLEN — EINE ANTI-SEMITISCHE KAMPAGNE UND IHRE FOLGEN — mit Beiträgen von Zygmunt Bauman, Justyna Koszarska-Szulc, Daniel Mahla, Olga Mannheimer, Natalia Romik, Stephan Stach und Marcin Starnawski

1/2019

ALTNEU — JÜDISCHES LEBEN IN EUROPA NACH 1989 — mit Beiträgen von Philipp Lenhard, Daniel Mahla, Jair Melchior, Michael L. Miller, Diana Pinto und Ute Steyer

2/2019

BÜCHERSPUREN. KARL WOLFS-KEHLS DEUTSCH-JÜDISCHE BIBLIOTHEK — mit Beiträgen von Maik Boz-za, Johannes Gindele, Caroline Jessen, Marie Luise Knott, Julia Schneidawind und Friedrich Voitd

1/2020

TÜR AN TÜR IM MITTELALTER: JÜDISCH-CHRISTLICHE NACHBARSCHAFT VOR DEM GHETTO — mit Beiträgen von Eveline Brugger, Rachel Furst, Eva Haverkamp-Rott, Andreas Lehnertz, Astrid Riedler-Pohlens, Sophia Schmitt und Birgit Wiedl

2/2020

BEGEGNUNGEN. JUDEN UND MUSLIME IM DEUTSCHLAND DER ZWISCHENKRIEGSZEIT — mit Beiträgen von Marc David Baer, Gerdien Jonker, Sabine Mangold-Will, David Motadel und Ronen Steinke

1/2021

BAYERN UND ISRAEL: GESCHICHTE(N) ZWISCHEN ISAR UND JORDAN — mit Beiträgen von Anna Abelmann, Lydia Bergida, Irit Chen, Katrin Diehl, Markus Greif, Avinoam J. Patt, Hannes Pichler, Felix Schölch, Ludwig Spaenle und Julia Treindl

2/2021

JÜDISCHE SCHICKSALE IM FASCHISTISCHEN ITALIEN — mit Beiträgen von Lutz Klinkhammer, Ruth Nattermann, Liliana Novelli Glaab, Michele Sarfatti, Anna Teicher, Daniel Vogelmann und Ulrich Wyrwa

1/2022

JÜDISCHES LEBEN IN BELARUS IM 20. UND 21. JAHRHUNDERT — mit Beiträgen von Tatsiana Ast-rouskaya, Verena Dohrn, Claire Le Foll, Alexander Friedmann, Anke Hilbrenner, Martina Niedhammer, Evgenij S. Rozenblat, Ina Sorkina und Magdalena Waligórska

2/2022

DIE FRANKFURTER SCHULE UND DER HOLOCAUST — mit Beiträgen von Mimme Brodersen, Rainer Funk, Fredrik van Gelder, Peter-Erwin Jansen, Doris Maja Krüger, Philipp Lenhard, Stefan Müller-Doohm und Gunzelin Schmid Noerr

1/2023

DIALOG MIT ZUKUNFT? CHRISTLICH-JÜDISCHE BEGEGNUNG UND DIE "WOCHE DER BRÜDERLICHKEIT" — mit Beiträgen von Karma Ben Johanan, Helene Shani Braun, Josef Foschepoth, Elias H. Fül-lenbach, Anna-Nicole Heinrich, Derviş Hızarcı, Ilona Klemens und Felix Schölch